



79. Band. Dersigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postzuschlag 5 M. 75.
Verleger: Ernst Schöberl in Stuttgart.

Inhalt: 'Stechlin', Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). Alphonse Daudet, von G. Dell. — Giovanni Segantini, von H. — 'Die Hungerheine', Roman von Gertrud Franke-Schneiders (Fortsetzung). — Wie ein Schiff entsteht, von Max Oasch, Schiffbau-Ingenieur. II. — Das Jahr 1897, ein Jahr-Blattchen von Adolf Schütz. — Die Kinder des rumänischen Zaren-

felgespannen. — Der Kreuzer 'Deutschland' bei Venedig im Kaiser-Wilhelms-Kanal. — Schach. — Rätsel. — Notizblätter. — Vorträge. — Briefmappe.
Abbildungen: Alphonse Daudet. — Die fünf Sinne. II. Scherz. und den Gemälden von Julius Rosen. — Langhunde, nach den Gemälden von T. Wabeglin. — Giovanni Segantini

(Selbstgemalt). — Die Viehe am Lebensquell (Jugendbrunnen), nach dem Gemälde von Giovanni Segantini in der Nationalgalerie in Florenz. — Wie ein Schiff entsteht, von Max Oasch und C. Wöhling. — Die Kinder des rumänischen Zarenpaars. — Aus Zell und Zehn. — Der Kreuzer 'Deutschland' im Kaiser-Wilhelms-Kanal, auf der Fahrt nach China (Kontinentalverkehr).

Stechlin.

Roman von
Theodor Fontane.

XXX.

Lorenzen that, wie gewünscht, und auf dem Wege zum Schloß plauderten beide weiter, wenn auch über sehr andre Dinge.

„Was ist es eigentlich mit diesem Museum?“, fragte Melusine; „kann ich mir doch kaum was Rechtes darunter vorstellen. Eine alte Papptafel mit Aufschrift hängt da schräg über der Saalthür; alles dicht neben meinem Schlafzimmer. Und ich habe mich etwas davor geängstigt.“

„Sehr mit Unrecht, gnädigste Gräfin. Die primitive Papptafel, die freilich verwunderlich genug aussieht, sollte wohl nur andeuten, daß es sich bei der ganzen Sache mehr um einen Scherz als um etwas Ernsthaftes handelt. Etwas wie bei Sammlung von Meeresschnecken und Tabaksdosen. Und Sie werden auch vorwiegend solchen Seltsamkeiten begegnen. Andererseits aber ist es auch wieder ein richtiges historisches Museum, trotzdem es nur halb das geworden ist, worauf Herr von Stechlin anfänglich aus war.“

„Und das war?“

„Das war mehr etwas Groteskes. Es mögen nun wohl schon zwanzig Jahre sein, da las er eines Tages in der Zeitung von einem Engländer, der historische Thüren sammelte und neuerdings sogar für eine enorme Summe, ich glaube es waren tausend Pfund, die Gefängnisthür erstanden habe, durch die Ludwig XVI. und dann später Danton und Robespierre zur Guillotinerung abgeführt worden seien. Und diese Notiz machte solchen Eindruck auf untern liebenswürdigen Stechliner Schlossherrn, daß er auch solche historische Thürensammlung anzulegen beschloß. Er ist aber nicht weit damit gekommen und hat sich mit dem Küstnerer Schlossfenster begnügen müssen, an dem Kronprinz Friedrich stand, als Katte

zur Enthauptung vorüber geführt wurde. Doch auch das ist unsicher, ja, die meisten wollen nichts davon wissen. Nur Krippenstapel hält noch dran fest.“

„Krippenstapel?“

„Ja. Der Name frappiert Sie. Das ist nämlich unser Lehrer hier, Liebling des alten Herrn und sein Vetter in derlei Dingen. Der hat ihm denn auch das gegenwärtige 'Museum', das man als Abblattszahlung auf die historischen Thüren ansehen kann, zusammengestellt. Außer dem angezeichneten Fenster werden Frau Gräfin noch ein paar phantastische Rezenturken finden und vor allem

viele Wetterhähne, die von alten märkischen Dorfkirchthürmen herabgenommen wurden. Einige sollen ganz interessant sein. Ich habe keinen Sinn dafür. Aber Krippenstapel hat einen Katalog angefertigt.“

Unter diesen Worten waren beide bis an die Kampe gekommen, auf der Engelle schon stand und auf die Gräfin wartete. Lorenzen empfahl sich. Aber auch Melusine wollte nicht gleich ins Museum hinauf, zog es vielmehr vor, erst unten in das große Gesellschaftszimmer einzutreten und sich da zu wärmen.

Engelle machte sich auch sofort am Kamin zu schaffen, was der Gräfin gut passte, weil sie noch manches fragen wollte.

„Das ist recht, Engelle, daß Sie stehlen aufschütten und auch Aienäpfel. Ich freue mich immer, wenn es so lustig brennt. Und oben im Museum wird es wohl noch kalt sein.“

„Ja, kalt ist es, Frau Gräfin. Aber mit der Kälte, na, das ging' am Ende noch, und der viele Staub, der oben liegt, das ging' vielleicht auch noch; Staub wärmt. Und die Dachtraufen und Wetterhähne thun keinem Menschen was...“

„Aber was ist denn sonst noch?“

„Ach, ich meine bloß die verdammten Dinger, die Spinnen...“

„Um Gottes willen, Spinnen?“ erschrak Melusine.

„Ja, Spinnen, Frau Gräfin. Aber so ganz schlimme sind nicht dabei. Solche mit 'm Kreuz oben hab' ich bei uns noch nicht gesehen. Bloß solche, die Schneider heissen.“

„Ach, das sind die, die die langen Beine haben.“

„Ja, lange Beine haben sie. Aber sie thun einem nichts. Und eigentlich sind es sehr ängstliche Tiere und verkröchen sich, wenn sie hören, daß aufgeschlossen wird, und bloß wenn Krippenstapel kommt, dann kommen sie alle raus und kucken sich um. Krippenstapel, den kennen sie ganz gut, und ich hab' auch mal gesehen, daß er ihnen Flieger mitbringt. Und machen sich dann gleich drüber her.“

„Aber das ist ja grauham. Ist es denn ein guter Mensch?“



Alphonse Daudet.

„O, sehr gut, Frau Gräfin. Und als ich ihm mal so was sagte, sagte er: „Ja, Engelste, das ist nun mal so; einer frisst den andern auf.““

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort; dann sagte Melusine: „Nun, Engelste, ist es aber wohl die höchste Zeit für das Museum, sonst komm' ich zu spät und seh' und höre gar nichts mehr. Ich bin nun auch wieder warm geworden.“ Dabei erhob sie sich und stieg die Doppeltreppe hinauf und klopfte. Sie wollte nicht gleich eintreten.

Auf ihr Klopfen wurde sehr bald von innen her geöffnet, und Strippenkapel, mit der Hornbrille, stand vor ihr. Er verbeugte sich und trat zurück, um den Platz freizugeben. Aber Melusine, deren Angst vor ihm wiederkehrte, zauderte, was eine momentane Verlegenheit schuf. Inzwischen war aber auch Dubslav herangekommen. „Ich fürchtete schon, daß Lorenzen Sie nicht herausgehen würde. Seine Gelegenheiten, hier in Stechlin ein Gespräch zu führen, sind nicht groß und nun gar ein Gespräch mit Gräfin Melusine! Nun, er hat es gnädig gemacht. Jetzt aber, Gräfin, halten Sie gefälligst Umschau; vielleicht daß Lorenzen schon geplaudert hat oder gar Engelle.“

„So ganz im Dunkeln bin ich nicht mehr; ein Nürninger Schlosserstein, ein paar Storchendachrelieuen und dazu Wetterhähne, — lauter Gegenstände (denn ich bin auch ein bißchen fürs Aparate), zu deren Auswahl ich Ihnen gratuliere.“

„Wofür ich der Frau Gräfin dankbar bin, ohne sonderlich überrascht zu sein. Ich wußte, Damen wie Gräfin Ghiberti haben Sinn für solche Dinge. Darf ich Ihnen übrigens zunächst hier diesen Leibler Bischof zeigen und hier weiter einen Heiligen oder vielleicht Anachoreten? Beide, Bischof und Anachoret, sehr unähnlich untereinander, schon in Bezug auf Leibesumfang, — der richtige Gegenstand von Refektorium und Wüste. Wenn ich den Heiligen hier so sehe, tust' ich ihn höchstens auf eine Dattel täglich. Und nun den! Ich, wir fahren in unsrer Beschäftigung fort. Strippenkapel war nämlich eben dabei, der Comtesse Armgard unsern Dersflingerischen Dragoner mit der kleinen Standarte und der Jahreszahl 1675 zu zeigen. Bitte, Gräfin Melusine, bemerken Sie hier die Zahl, dicht unter dem brandenburgischen Adler. Es wirkt, wie wenn er die Nachricht vom Siege bei Fehrbellin überbringen wolle. Daß es ein Dragoner ist, ist klar; der Felsstein mit der dritten Kruppe hebt jeden Zweifel, und ich hab' es für mein gutes Recht gehalten, ihn auch speziell als Dersflingerischen Dragoner festzusetzen. Aber mein Freund Strippenkapel will davon nichts wissen, und wir liegen darüber seit Jahr und Tag in einer ersten Fehde. Glücklicherweise mußte einzige. Nicht wahr Strippenkapel?“

Dieser lächelte und verbeugte sich.
„Die beiden Damen,“ fuhr Dubslav fort, „mögen aber nicht etwa glauben wollen, daß ich mich für berechtigt hielt, die freie Wissenschaft hier in meinem Museum in Banden zu schlagen. Grad' umgekehrt. Ich kann also nur wiederholen: Strippenkapel, Sie haben das Wort.“ Und nun legen Sie den Damen Ihrerseits aneinander, warum es noch ganz bestimmten Begleiterbestimmungen ein Dersflingerischer nicht sein kann. Silberbücher aus der Zeit her hat man nicht, und die großen Gobelins lassen einen im Stich und beweisen gar nichts.“

Unter diesen Worten hatte Strippenkapel die den Gegenstand des Streits bildende Wetterfahne wieder in die Hand genommen, und als er sah, daß die Gräfin, — die, wie das in ihrer Natur lag, den vor zehn Minuten noch so gefürchteten „Flegelentler“ längst in ihr Herz geschlossen hatte — ihm freundlich zunickte, ließ er auf Geltendmachung seines Standpunkts auch nicht lange mehr warten und sagte: „Ja, Frau Gräfin, der Streit schwebt nun schon so lange, wie wir den Dragoner überhaupt haben, und Herr von Stechlin wäre wohl schon längst in das gegnerische Lager, in dem ich und Oberlehrer Zudeband stehen, übergegangen, wenn er nicht an meiner wissenschaftlichen Erseinerung seine befähigte Freude hätte. Zudeband, einer untrer Besen und ein Mann, der nicht leicht vorbei schießt, hat auch in dieser Frage gleich das Richtige getroffen. Er hat nämlich den Ort in Erwägung gezogen, von wo diese Wetterfahne stammt. Sie stammt aus dem weitigstens damals noch der alten Familie von Nürner

zugehörigen Dorfe Jellin in der Neumark. Das Regiment aber, das sich bei Fehrbellin vor allen andern auszeichnete, war das Dragoner-Regiment Nürner. Es ist also kein Dersflingerischer, sondern ein Nürnerischer Dragoner, der, in fliegender Wile, die Nachricht vom dem ersehnten Siege nach Jellin bringt.“

„Bravo,“ sagte Melusine. „Wenn ich je eine richtige Schlussfolgerung gehört habe (die meisten sind Blenden), so haben wir sie hier. Herr von Stechlin, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie sind besiegt.“

Dubslav war einverstanden und lächelte Melusine die Hand, ohne sich um die mißbilligenden Blicke seiner Schwester zu kümmern, die jetzt ihrerseits auf endliche Vorführung der beiden Mühlen drang, ihrer zwei Lieblingsstücke. Diese beiden Mühlen, so versicherte sie, seien das einzige, was hier überhaupt einen Anspruch auf Museum erheben dürfe. Beinahe war es wirklich so, wie selbst Strippenkapel zugab, trotzdem sich, bis wenigstens ganz vor kurzem, nichts von historischer Kontroverse (die doch schließlich immer die Hauptsache bleibt) daran geknüpft hatte. Neuerdings freilich hatte sich das geändert. Zwei Berliner Herren vom Generalmuseum waren über die Mühlen in Streit geraten, speziell über ihren Ursprungsort. Zwar hatte man sich vorläufig dahin geeinigt, daß die Wassermühle holländisch, die Windmühle dagegen (eine richtige alte Bodmühle) eine Nürnberger Arbeit sei; Strippenkapel aber hatte bei diesen Friedensschlüssen nur gelächelt. Er war viel zu sehr erster Wissenschaftsmensch, als daß er nicht hätte herausfühlen sollen, wie diese sogenannte „Beilegung“ nichts als eine Verleugung war. Der Ausbruch neuer Streitigkeiten stand nahe bevor.

Die waren aber zunächst ausgeschlossen, da beide Schwestern, wie Kinder vor einem Lieblingspielzeug, in einem ganz ausschließlichen Vergnügen aufgingen. Die Windmühle klapperte, daß es eine Lust war, und das Rad der Wassermühle, wenn es grad' in der Sonne blühte, gab einen solchen Silberchein, daß es ausfah, als fiele das blinkende Wasser wirklich über die Schanzelbretter. All das wurde gesehen und bewundert, und was nicht gesehen wurde, nahm man an Treu' und Glauben mit in den Kauf. Von den Spinnen kam keine zum Vorschein; nur hier und da blingen lange graue Gewebe, was jedoch nur feierlich ausfah, und als Mittag heran war, verließ man das „Museum“, um sich erst eine Stunde zu ruhn und dann bei Tisch wiederzusehn. Die Gräfin aber, ehe sie den großen, weisen Mann verließ, trat noch einmal an Strippenkapel heran, um ihn, unter gewinnendstem Lächeln, zu bitten, ihr, sobald ein erster Streit über die beiden Mühlen entbrennen sollte, die betreffenden Schriftstücke nicht vorzuenthalten.

Strippenkapel versprach alles.

Auf drei war das Mittagmahl angelegt. Schon eine Viertelstunde vorher erschienen Lorenzen und trafen den alten Dubslav in einer gewissen stillen Herdringung an, aber, wie er sich selbst zu Engelle geäußert hatte, „ganz feindlich“.

„Ach, das ist gut, Lorenzen, daß Sie schon kommen. Ich habe noch allerhand auf dem Herzen. Es muß doch was geschehn, eine richtige Begrüßung (denn das gesehn aber war zu wenig) oder aber ein solennes Abschiedswort, kurzum irgend was, das in das Gebiet der Toaste gehört. Und da müssen Sie helfen. Sie sind ein Mann von Fach, und wer jeden Sonntag predigen kann, kann doch schließlich auch 'ne Tischrede halten.“

„Ja, das sagen Sie so, Herr von Stechlin. Mitunter ist eine Tischrede leicht und eine Predigt schwer, aber es kann auch umgekehrt liegen. Außerdem, wenn Sie sich nur erst mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß es so sein muß, dann geht es auch. Sie werden sehn, das Herz, wie immer, macht den Medner. Und dazu diese Damen, beide von so seltener Liebesswürdigkeit. Was die Gräfin angeht . . .“

„Ja,“ lachte der Alte, „was die Gräfin angeht . . . Sie machen sich's bequem, Pastor. Die Gräfin, — wenn sich's um die handelte, da könn' ich's vielleicht auch. Aber die Comtesse, die hat so was Ernstes. Und dann ist sie zum Hebräer auch noch meine Schwiegerdöchter oder soll es wenigstens werden, und da muß ich doch sprechen wie 'ne

Respektsperson. Und das ist schwer, vielleicht, weil sich in meiner Vorstellung die Gräfin immer vor die Comtesse schiebt.“

Dubslav sprach noch so weiter. Aber es half ihm nichts; Lorenzen war in seinem Widerstande nicht zu beugen, und so kam denn die Tisch- und endlich auch die gefürchtete Redezeit heran. Der Alte hatte sich schließlich drein gefunden. „Meine lieben Gäste,“ hob er an, „geliebte Frau, hochverehrte Brautschwester! Ein andres Wort, um meine Beziehungen zu Gräfin Melusine zu bezeichnen, hat vorläufig die deutsche Sprache nicht, was ich bedaure. Denn das Wort sagt mir lange nicht genug. Wenige Stunden erst ist es, daß ich Sie, meine Damen, an dieser Stelle begrüßen durfte, noch kein voller Tag, und schon ist der Abschied da. Währenddem hab' ich kein Du' beantragt, aber es liegt doch in der Luft, mehr noch auf meiner Lippe . . . Tuerste Armgard! dies alte Haus Stechlin also soll Ihre bereinigte Heimstätte werden; Sie werden sie zu neuem Leben erheben. Unter meinem Regime war es nicht viel damit. Auch heute nicht. Ich habe nur das gute Gewissen, Ihnen während dieser kurzen Spanne Zeit alles gezeigt zu haben, was gezeigt werden konnte: mein Museum und meinen See. Die Sprudelstelle (die Winterbad lag darauf) hat geschwiegen, aber mein Dersflingerischer Dragoner — in Strippenkapels Abwesenheit darf ich ihn wieder so nennen — hat dafür um so deutlicher zu Ihnen gesprochen. Er hat die Zahl 1675 in seiner Standarte und trägt die Siegesnachricht von Fehrbellin ins märkische Land. Greib' ich's noch und giebt Strippenkapel seine Zustimmung, so stell' ich, kurz oder lang, auch meinerseits einen Dragoner auf meinen Dachreiter (einen Turm hab' ich nicht) und zwar einen Dragoner vom Regiment Königin von Großbritannien und Irland, und auch er trägt eine Siegesbotschaft ins Land. Nicht die von Königgrätz und nicht die von Mars-la-Tour, aber die von einem gleich gewichtigen Siege. Das Haus Warby lebe hoch und meine liebe Schwiegerdöchter Armgard!“

Alle waren bewegt. Am meisten Lorenzen. Als er an den Alten heran trat, küßte er ihn zu: „Sehn Sie, ich wuß' es.“ Armgard küßte dem Alten die Hand, Melusine strahlte. „Ja, die alte Garde!“ sagte sie. Nur Schwester Adelheid konnte sich in dieser allgemeinen Freude nicht gut zurechtfinden. Alle Feierungen mußten eben das Maß halten, das sie vorschrieb. Sie hatte den landesherrlichen Zug: „Nur nicht zuviel von irgend was, an wenigsten aber von Huldigungen oder gar von Singsang.“

Als man wieder saß, sagte Melusine: „Strippenkapel wird übrigens verstümmelt sein, wenn er von Ihrem Trinksprache hört. Es war doch eigentlich, oben in Ihrem Museum, eine feierliche Proklamierung des Dersflingerischen. Und was bei solcher Gelegenheit gesagt wird, das gilt. Ihre gegenständlichen Zugeständnisse waren immer nur was Privates. . . Interessiert sich übrigens irgendwer für Ihr Museum?“

„Dann und wann ein Mann von Fach. Sonst niemand.“

„Was Sie verdrießt.“
„Nein, gnädigste Gräfin. Nicht im geringsten. Ich nehme nicht vieles ernsthaft, und am wenigsten ernsthaft nehm' ich mein Museum. Es ist freilich von mir ausgegangen und interessierte mich auch eine Weile, hinterher aber hat sich eigentlich alles ohne mich und mein Zutun gemacht. Das ist so die Regel. Ist überhaupt erst ein Anfang da, so läuft die Sache von selber weiter, und die Leute lassen einen nicht wieder los, man mag wollen oder nicht. Ich hätte vielleicht alles schon längst wieder aufgegeben, man will's aber nicht. Einigen geht es zur Befriedigung, mich für einen Querkopf halten zu können und andre, die's minder gut mit mir meinen, sprechen, während sie doch weiß selber die neuen Scheite heranzuschleppen, von Originalitäts-häuferei. Man muß eben allerhand über sich ergehen lassen.“

XXXI.

Nun fünf Uhr brachen Boldemar und die Warby'schen Damen auf, um den Zug, der um sieben Uhr Gransee passierte, nicht zu verpassen. Es dunkelte schon, aber der Schnee sorgte für einen Lichtschimmer; so ging es über die Bohlenbrücke fort in die

Kastanienallee mit ihrem kahlen und überreifen Gesichte hinein.

Vorenzen war noch im Schlosse zurückgeblieben und setzte sich, um wieder warm zu werden, — auf der Kanne war's kalt und zugig gewesen — in die Nähe des Kamins, dem alten Dubslaw gegenüber. Dieser hatte seinen Meerfchaum angezündet und sah behaglich in die Flamme, blieb aber ganz gegen seine Gewohnheit schweigsam, weil eben noch eine dritte Person da war, die von den lebenswürdigen Damen, über die zu sprechen es ihm in seiner Seele drängte, ganz augencheinlich nichts hören wollte. Diese dritte Person war natürlich Tante Adelheid. Andererseits mußte schon um Vorenzen's willen wenigstens der Versuch einer Konversation gemacht werden, und so griff denn Dubslaw zu den Gundermann's Hinüber, um in ein paar Worten sein Bedauern darüber auszusprechen, daß er die Siebenmühlner nicht habe mit heranziehen können. „Engelke sei so sehr dagegen gewesen.“ All dies Bedauern kam, wie's der ganzen Sachlage nach nicht anders sein konnte, fast genug heraus, aber die Domina war so hochgradig verstimmt, daß ihr selbst Nichterkenntnisworte, die das Verbindliche nur eben noch streifen, schon gründlich zuwider waren. „Ach, diese geborne Desfrid!“ sagte sie, „diese Tochter von dem alten Hauptmann, der die Schlacht bei Keltzja gewonnen haben soll. So wenigstens hat sie mir's ein Duzendmal selber erzählt. Eine schreckliche Frau, die gar nicht in unsre Gesellschaft paßt. Und dabei so laut. Ich kann es nicht leiden, wenn wir so mit Gewalt nach oben bliesen sollen, aber diese Desfrid, das muß ich sagen, ist auch nicht mein Geschmack. Ich halte das Unter-sich-Bleiben für das einzig Richtige. Befehlende Verbältnisse, aber bestimmtes besogene Grenzen.“

Vorenzen hätte sich zu widersprechen, versuchte vielmehr umgekehrt durch ein halbes Eingehn auf Adelheid und ihren Ton, eine bessere Laune wieder herzustellen. Als er aber sah, daß er damit scheiterte, brach er auf.

Und nun waren die beiden alten Geschwister allein.

Dubslaw ging im Zimmer unruhig auf und ab und trat nur dann und wann an den Tisch heran, auf dem noch vom Kaffee her die Klauenkraschen standen. Er wollte was sagen, traute sich's aber nicht recht, und erst als er zu zwei Kurocaas auch noch einen Benediktiner hinzugesetzt hatte, wandte er sich an die Schwester, die, schweigend wie er selbst, ihre kleine goldene Netze hin und her zog.

„Ja,“ sagte er, „jetzt sind sie nun wohl schon in Woltersdorf.“

„Ich vermute drüber 'raus. Woldegar wird die Pferde natürlich ordentlich ausdolen lassen. Es sind, glaub' ich, Damen, die nicht gerne langsam fahren.“

„Du sagst das so, Adelheid, als ob du's tabeln wolltest, überhaupt als ob dir die Damen nicht sonderlich gefallen hätten. Das sollte mir leid thun. Ich bin sehr glücklich über die Partie. Gewiß, sowohl die Gräfin wie die Comtesse sind verwöhnt; das merkt man. Aber ich möchte sagen, je verwöhnter sie sind...“

„Desto besser gefallen sie dir. Das sieht dir ähnlich. Ich liebe mehr unsre Leute. Beide sind doch beinahe wie Fremde.“

„Nun, das ist nicht schlimm.“

„Doch. Mir widersteht das Fremde. Laß dir erzählen. Da war ich vorigen Sommer mit der Schmarzengörst in Berlin und ging zu Josin, weil die Schmarzengörst, die so was liebt, gern eine Tasse Schokolade trinken wollte.“

„Du hoffentlich auch.“

„Allerdings. Ich auch. Aber ich kam nicht recht dazu, nippte bloß, weil ich mich über die Mähen ärgern mußte. Denn an dem Tische neben mir saß ein Herr und eine Dame, wenn es überhaupt eine Dame war. Aber Engländer waren es. Er steckte ganz in Flanel und hatte die Beinkleider ungekrempt, und die Dame trug einen Rock und eine Bluse und einen Matrosenhut. Und der Herr hatte ein Bindspiel, das immer sitterte, trotzdem fünf- undzwanzig Grad Wärme waren.“

„Ja, warum nicht?“

„Und zwischen ihnen stand eine Tablette mit Wasser und Cognac, und die Dame hielt außerdem

noch eine Zigarette zwischen den Fingern und sah in die Ringelwäffchen hinein, die sie blies.“

„Scharmant. Das muß ja reizend ausgesehen haben. Und ich verwehte mich, diese Melusine raucht auch.“

„Ja, warum soll sie nicht? Du schlachtest Gänse. Warum soll Melusine nicht rauchen?“

„Weil rauchen männlich ist.“

„Und schlachten weiblich... Ach, Adelheid, wir können uns über so was nicht einigen. Ich gelte schon für leidlich astmatisch, aber du, du bist ja geradezu petrefakt.“

„Ich verstehe das Wort nicht und wünsche nur, daß es nicht etwas ist, dessen du dich zu schämen hast. Es klingt sonderbar genug. Aber ich weiß, du ließt dergleichen und ließt gewiß auch und hast so deine Vorstellungen dabei, den Namen Melusine.“

„Nun ich beinah' sagen.“

„Ich dachte' es mir.“

„Ja, Schwester, du hast gut reden. So sicher wie du wohnt eben nicht jeder. Adelheid! das ist ein Name, der paßt immer. Und im Kirchenbuche, wie mir Vorenzen erst neulich gezeigt hat, steht sogar Adelheide. Das Schluß-*e* ist bei der schlechten Wirtschaft in unserm Hause so mit drauf gegangen. Die Stechlin haben immer alles verbrüht.“

„Ich bitte dich, wähle doch andre Worte.“

„Warum? Verbrüht ist ein ganz gutes Wort. Und außerdem, schon der alte Storkhädel sagte mir mal, man müsse gegen Wörter nicht so streng sein und gegen Namen erst recht nicht, da sie manch einer in einem Glashaufe. Nächst du Rentmeister für für einen schönen Namen? Und als ich noch bei den Kürassieren in Brandenburg war, in meinem letzten Dienstjahre, da hatten wir dich bei uns einen kleinen Mann von der Feuerversicherung, der hieß Briefbeschwerer. Ja, Adelheid, wenn ich dem gegenüber so verfahren wäre, wie du jetzt mit Gräfin Melusine, so hält' ich mir den Mann als eine halbe Bombe vorstellen müssen oder als einen Kugelmann. Denn damals, es war Anno vierundsechzig, waren alle Briefbeschwerer bloß Kugelmann: 'ne Flintenfugel oben und zwei Flintenfugeln unten. Und eine Kartätschfugel als Bomb. Das Feuerversicherungsmännchen aber, das zufällig so sonderbar hieß, das war so dünn wie 'n Strich.“

„Ja, Dubslaw, was soll das nun alles wieder? Du gibst da deinem Jezzig mal wieder ein gut Stück Feder. Ich sage Zeißig, weil ich nicht verleglich werden will.“

„Nimm' die Hand...“

„Und was ist dir zur Sache darauf zu sagen habe, das ist das. Ich habe nichts dagegen, daß jemand Briefbeschwerer heißt, und überlaß' es ihm, ob er ein Strich oder ein Kugelmann sein will. Aber ich habe sehr viel gegen Melusine. Briefbeschwerer, das ist bloß ein Zufall, Melusine aber ist kein Zufall, und ich kann dir bloß sagen, diese Melusine ist eben eine richtige Melusine. Alles an dieser Person...“

„Ich bitte dich, Adelheid...“

„Alles an dieser Dame, wenn sie durchaus so etwas sein soll, ist verführerisch. Ich habe so was von Koterrie noch nie gesehen. Und wenn ich mir dann unsern armen Woldegar daneben denke! Der ist ja solcher Ova gegenüber von Anfang an verloren. Eh' er noch weiß, was los ist, ist er schon umstrickt, trotzdem er doch bloß ihr Schwager ist. Oder vielleicht auch grade deshalb. Und dazu das ewige Sich-biegen und -wiegeln in den Hüften. Alles wie zum Beweise, daß es mit der Schlange doch etwas auf sich hat. Und wie sie nun gar erst mit dem Vorenzen umspringt. Aber freilich, der ist wo möglich noch leichter zu fangen, als Woldegar. Er sah sie immer an wie 'ne Offenbarung. Und sie ist auch so was. Darüber ist kein Zweifel. Aber wovon?“

XXXII.

Zu guter Zeit waren die Reisenden wieder in Berlin zurück. Woldegar hatte Braut und Schwägerin bis an das Kronprinzessinnen-Her begleitet, mußte jedoch auf Verbleib im Parthischen Hause verzichten, weil im Kasino eine kleine Festlichkeit stattfand, der er beiwohnen wollte.

Der alte Graf ging, als unten die Protokolle hielt, auf seinem Flimmerteppich auf und ab, müß-

ig genug, weil ihn sein Fuß, wie stets wenn das Wetter umschlug, wieder mit einer ziemlich heftigen Neuralgie anfaßte.

„Nun da leid ihr ja wieder. Der Zug muß Verpätung gehabt haben. Und wo ist Woldegar?“

Man gab ihm Auskunft und daß Woldegar wegen seines Nichterscheinens um Entschuldigung bäte. „Gut, gut. Und nun setzt euch und erzählt. Mit dem Comte, das ließ damals zu wünschen... verzeih' Melusine... Da müßt' ich denn begreiflicher-weise, daß es uns diesmal besser ginge. Woldegar macht mir natürlich kein Kopfzerbrechen, aber die Familie, der alte Stechlin. Armgard braucht selbstverständlich auf eine so delikate Frage nicht zu antworten, wenn sie nicht will, wiewohl erfahrungsmäßig ein Unterschied ist zwischen Schwiegermüttern und Schwiegervätern. Diese sind miteinander verbindlicher als der Sohn.“

Armgard lachte. „Mir Papa, passiert er so was Nettes nicht. Aber mit Melusine war es alles das Herkömmliche. Der alte Stechlin fing an, und der Pastor folgte. Wenigstens schien es mir so.“

„Dann bin ich beruhigt, vorausgesetzt, daß Melusine über den neuen Schwiegervater ihren richtigen alten Vater nicht vergisst.“

Sie ging auf ihn zu und küßte ihm die Hand.

„Dann bin ich beruhigt,“ wiederholte der Alte.

Melusine gefallt fast immer. Aber manchem gefällt sie freilich auch nicht. Es giebt so viele Menschen, die haben einen natürlichen Haß gegen alles, was lebenswürdig ist, weil sie selber unliebenswürdig sind. Alle beschränkten und aufgestellten Individuen, alle, die eine bornierte Vorstellung vom Christentum haben — das richtige sieht ganz anders aus — alle Parastler und Gernegroß, alle Selbstgerechten und Eiteln fühlen sich durch Personen wie Melusine getränkt und verlegt, und wenn sich der alte Stechlin in Melusine verliebt hat, dann lieb' ich ihn schon darum, denn er ist dann eben ein guter Mensch. Mehr brauch' ich von ihm gar nicht zu wissen. Uebrigens konnt' es kaum anders sein. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das ist richtig. Aber umgekehrt, wenn ich den Apfel kenne, kenn' ich auch den Stamm... Und wer war denn noch da? Ich meine von Verwandtschaft?“

„Nur noch Tante Adelheid von Kloster Dutz,“ sagte Armgard.

„Das ist die Schwester des Alten?“

„Ja, Papa. Ältere Schwester. Wohl um zehn Jahr älter und auch nur Halbchwester. Und eine Domina.“

„Sehr fromm?“

„Das wohl eigentlich nicht.“

„Du bist so einbildig. Sie scheint dir nicht recht gefallen zu haben.“

Armgard schweig.

„Nun, Melusine, dann sprich du. Nicht fromm also; das ist gut. Aber vielleicht hautaine?“

„Fast könnte man's sagen,“ antwortete Melusine. „Doch paßt es auch wieder nicht recht, schon deshalb nicht, weil es ein französisches Wort ist. Tante Adelheid ist eminent unfranzösisch.“

„Ah, ich verstehe. Also komische Figur.“

„Auch das nicht so recht, Papa. Sagen wir einfach, zurückgeblieben, vorweltlich.“

Der alte Graf lachte. „Ja, das ist in allen alten Familien so, vor allem bei reichen und vornehmen Jaden. Keine das noch von Wien her, wo man überhaupt solche Fragen studieren kann. Ich verkehrte da viel in einem großen Banquierhause, drin alles nicht bloß voll Glanz, sondern auch voll Orden und Uniformen war. Fast jurel davon. Aber mit einem Male traf ich in einer Ecke, ganz einsam und doch beinahe' vergnüglich, einen merkwürdigen Arzt, der wie der alte Gobbo aussah — der in dem Stuhl von Schafesware heißt, glaub' ich, so — und als ich mich später bei einem Tisch-nachbar erkundigte, sagte mir der: Ach, das ist Onkel Manasse. Solche Onkel Manasses giebt es überall, und sie können unter Umständen auch Tante Adelheid' heißen.“

Daß der alte Graf das so leicht nahm, erfreute die Tochter sichtlich, und als Jesterich bald danach das Theezug brachte, wurd' auch Armgard mittelkammer und erzählte zunächst von Superintendent Kofelger und Pastor Vorenzen, danach vom Stechlinsee (der ganz überfloren gewesen sei, so daß



Photographie-Verlag der Photographischen Anstalt in München.

Die fünf Sinne: II. Gehör. Nach dem Gemälde von Julius Adam.



Konzerte. Nach dem Gemälde von D. Hafagite.

Photographie von Herrn Gumbert in Wien.

fe die berühmte Stelle nicht hätten sehen können) und zuletzt von dem Museum und den Wetterfahnen.

Diese waren das, was den alten Grafen am meisten interessierte. „Wetterfahnen, ja, die müssen gesammelt werden, nicht bloß alte Dragoonen in Blech geschnitten, sondern auch allermodernste Silhouetten, sagen wir aus der Diplomatologie. Da kommt dann schon eine hübsche Galerie zusammen. Und wißt ihr, Kinder, das mit dem Museum giebt mir erst eine richtige Vorstellung von dem Alten und eine volle Verdiebung, beinahe mehr noch, als daß ihm Melusine gefallen hat. Ich bin sonst nicht sehr für Sammler. Aber wer Wetterfahnen sammelt, das will doch was sagen, das ist nicht bloß eine gute Seele, sondern auch eine kluge Seele, denn es ist da so was drin, wie ein Fingerring gegen die Gesellschaft. Und wer den machen kann, das ist mein Mann, mit dem kann ich leben.“

Man blieb nicht lange mehr bekümmern; beide Schwesern, ziemlich ermüdet von der Tagesanstrengung, zogen sich früh zurück, aber ihr Gespräch über Schloß Stechlin und die beiden Geistlichen und vor allem über die Domina (gegen die Melusine heftig eiferte) setzte sich noch in ihrem Schlafzimmer fort.

„Ich glaube,“ sagte Armgard, „du legst zu viel Gewicht auf das, was du das Aesthetische nennst. Und Woldegar thut es leider auch. Er läßt auf seine Mark Brandenburg sonst nichts kommen, aber in diesem Punkte spricht er beinahe so wie du. Wohin er blickt, überall vernimmt er das Schöneitliche. Das Wenige, was danach aussieht, so sagt er beifällig, ist bloß Nachahmung. Aus eigenem Trieb heraus wird hier nichts derart geboren.“

„Und daß er so sagt, das ist das, was ich so ziemlich am meisten an ihm schätze. Du meinst, daß ich, wenn ich von der Domina spreche, zu viel Gewicht auf diese doch bloß äußerlichen Dinge lege. Glaube mir, diese Dinge sind nicht bloß äußerlich. Wer sein feines Gefühl hat, sei's in Kunst, sei's im Leben, der empfindet für mich nicht und für meine Freundschaft und Liebe nun schon ganz gewiß nicht. Da hast du mein Programm. Unser ganzer Gesellschaftszustand, der sich wunder wie hoch dünkt, ist mehr oder weniger Barbarei; Vorenge, von dem du doch so viel hältst, hat sich ganz in diesem Sinne gegen mich ausgesprochen. Ach, wie voraus war uns die Heidenzeit, die wir jetzt so verständnislos bemängeln! Und selbst unser dunkles Mittelalter — es stand schönheitlich höher als wir, und seine Scheiterhaufen, wenn man nicht gleich selbst an die Reihe kam, waren gar nicht so schlimm.“

„Ich erlebe noch,“ lachte Armgard, „daß du 'nen neuen Axtzug oder ähnliches predigst. Aber wir sind von unserm eigentlichen Thema ganz abgekommen, von der Domina. Du sagtest, ihre Gefühle widersprechen sich untereinander. Welche Gefühle?“

„Darauf ist leicht Antwort zu geben. Erst beglückwünscht sie sich zu sich selbst, und hinterher ärgert sie sich über sich selbst. Und daß sie das muß, daran sind wir schuld, und das kann sie uns nicht verzeihen.“

„Ich würde vielleicht zustimmen, wenn das, was du da sagst, nicht so sehr eitel klänge. . . Sie hat übrigens einen guten Verstand.“

„Den hat sie, gewiß, den haben alle hier oder doch die meisten. Aber ein guter Verstand, so viel er ist, ist auch wieder recht wenig und schließlich — ich muß leider zu diesem Verolinismus greifen — ist sie, die gute Domina, nichts weiter als eine Stafete, lang und spitz und nicht mal grüngerich.“

„Und der Alte? Der wenigstens wird doch vor deiner Kritik bestehen.“

„O, der; der ist hors concours und geht noch über Woldegar hinaus. Was meinst du, wenn ich den Alten heiratete?“

„Sprich nicht so, Melusine. Ich weiß ja recht gut, wie das alles von dir gemeint ist, Hebermut und wieder Hebermut. Aber er ist doch am Ende noch nicht so freinelt. Und du, so lieb ich dich habe, du bist im Grunde, dich in solche Kompliziertheiten von Schwiegervater und Schwager, und zwar alles in einem zu verwickeln.“

„Bedenkfalls mehr als in den, der diese Kompliziertheiten doch erst schaffen soll. . . Also sei ruhig, freundlich Element.“

XXXIII.

Das war in den letzten Dezembertagen; auf Ende Februar hatte man die Hochzeit des jungen Paares festgesetzt. In der Zwischenzeit war seitens des alten Grafen ernsthaft erwogen worden, ob die Trauung nicht auf einem der Barbyschen Elzgüter stattfinden sollte, die Braut selbst aber war dagegen gewesen und hatte mit einer ihr sonst nicht eignen Lebhaftigkeit verächtelt: sie hänge an der Armee, weshalb sie — ganz abgesehen von ihrem teuren Frommel — die Berliner Garnisonkirche weit vorzöge. Daß diese, nach Ansicht vieler, bloß ein großer Schuppen sei, habe für sie gar keine Bedeutung; was ihr an der Garnisonkirche so viel gelte, das seien die lebendigen Erinnerungen und ein Gotteshaus, drin die Schwermut und die Pietäts sünden (sind wenn sie nicht drin sünden, so doch andre, die kaum schlechter wären) — eine historisch so bevorzugte Stelle wäre ihr an ihrem Trautage lieber als ihre Familienkirche, trotz der Sorge vor vieler Barbys unterm Altar. Woldegar war sehr glücklich darüber, seine Braut so preussisch-militärisch zu finden, die denn auch, als einmal die Zukunft, also die Frage nach Verbleib oder Nichtverbleib in der Armee durchgesprochen wurde, lachend erwidert hatte: „Nein, Woldegar, nicht Abschied; ich bin sehr für Freiheit, aber beinahe mehr noch für Major.“

Auf drei Uhr war die Trauung festgesetzt. Schon eine halbe Stunde vorher erschien der Brautwagen und hielt vor dem Schiedenganghause, dessen Thür auszumachen, sich die Frau Versicherungssekretärin nicht hatte nehmen lassen. Von der Treppe bis auf das Trottoir hinaus waren zu beiden Seiten Blumenstrahlen aufgestellt, auf denen die Liebhaber der Frau Schiedengang in einer Schönheit und Fülle hingen, als ob es sich um eine Malblumenausstellung gehandelt hätte. Hinter den Strahlen aber hatten alle Hausbewohner Aufstellung genommen, Klitz, Frau Imme und sämtliche Hartwigs und natürlich auch Hedwig, die, nach ganz kurzen Dienst im Kommerzienrat Selgmannschen Hause, vor etwa acht Tagen ihre Stellung wieder aufgegeben hatte.

„Gott, Hedwig, war es denn wieder so was?“

„Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr.“

Frommel traute. Die Kirche war dicht besetzt, auch von bloß Neugierigen, die sich, ehe die große Orgel einsetzte, die merkwürdigen Dinge mitzuteilen hatten. Die Barbys seien eigentlich Italiener aus der Gegend von Neapel, und der alte Graf, was man ihm auch noch ansehen konnte, sei in seinen jungen Jahren unter den Carbonaris gewesen; aber mit einem Male hab' er gekonnt und sei zum Vertreter an seiner heiligen Sache geworden. Und weil in solchen Fälle jedesmal einer zur Volkstretung der Gerechtigkeit ausgelöst würde (was der Graf auch recht gut gewußt habe), hab' er vorrichtigerweise seine schöne Heimat verlassen und sei nach Berlin gekommen und sogar an den Hof. Und Friedrich Wilhelm IV., der ihn sehr gern gemocht, hab' auch immer italienisch mit ihm gesprochen.“

Das Hochzeitsmahl fand im Barbyschen Dante statt, mitgedrungen ein petit comité, da das große Mittelszimmer, auch bei geschickter Anordnung, immer nur etwa zwanzig Personen aufnehmen konnte. Der weitans größte Teil der Gesellschaft setzte sich aus uns schon bekannten Personen zusammen, obenan natürlich der alte Stechlin. Er war gern gekommen, trotzdem ihm die Weltabgewandtheit, in der er lebte, den Entschluß anfänglich erschwert hatte. Tante Adelheid fehlte. „Trösten wir uns,“ sagte Melusine mit einer ihr flehenden Ueberblichkeit. Selbstverständlich waren die Berchtesgaden da, desgleichen Herr und Gattin, sowie Gujacs und Brischowin. Außerdem ein, bedarfs Abschluß seiner landwirtschaftlichen Studien, erst seit kurzem in Berlin lebender junger Baron von Klanta, Neffe der verstorbenen Gräfin, zu dem sich des weiteren ein Premierlieutenant von Szilagy gesellte (Freund und früherer Regimentskamerad von Woldegar) und ein Dr. Fusch, den die Barbys nach von ihren Londoner Tagen her gut kannten. Dem Brautpaare gegenüber saßen die beiden Väter, beziehungsweise Schwie-

gerwäter. Da weder der eine noch der andre zu den Rednern zählte, so ließ Frommel das Brautpaar in einem Toaste leben, drin Gruß und Scherz, Christlichkeit und Humor in glücklicher Weise vermischt waren. Alles war entzückt, der alte Stechlin, Frommels Tischgenosse, am meisten. Beide Herren hatten sich schon vorher angefreundet, und als nach Erledigung des offiziellen Toastes das Tischgespräch ganz allgemein in Konversation mit dem Nachbar überging, saßen sich Frommel und der alte Stechlin in Anknüpfung einer intimeren Privatunterhaltung nicht weiter behindert.

„Ihr Herr Sohn,“ sagte Frommel, „wovon ich mich persönlich überzeugen konnte, wohnt sehr hübsch. Darf ich darans schließen, daß Sie sich bei ihm einlogiert haben?“

„Nein, Herr Hofprediger. So bei Kindern wohnt er immer nicht. Und mein Sohn weiß das auch; er kennt den Gelande und meinetwegen auch bloß die Schrankenhaftigkeit seines Vaters, und so hat er mich, was immer das beste bleibt, in einem Hotel untergebracht.“

„Und Sie sind da zufrieden?“

„Im höchsten Maße, wiewohl es ein bißchen über mich hinausgeht. Ich bin noch aus der Zeit von Hotel de Brandebourg, gutes altes Hotel, an dem mich immer nur die Französisierung ärgerte, — sonst alles vorzüglich. Aber solche Gasthäuser sind, seit wir Kaiser und Reich sind, altmodisch geworden, und so bin ich denn durch meinen Sohn im Hotel Bristol untergebracht worden. Alles ersten Ranges, sein Preis, wozu noch kommt, daß mich der bloße Name schon erheitert, der Name, der neuerdings etwas jeden Mitbewerber beinahe Ausschließendes hat. Als ich noch Lieutenant war, freilich lange her, da mußten alle Wege von Glasbrenner oder von Beckmann sein. Beckmann war erster Komiker, und wenn man in Gesellschaft sagte: „da hat ja wieder der Beckmann. . .“ so war man mit seiner Geschichte so gut wie raus. Und wie damals mit den Wigen, so heute mit den Hotels. Alle müssen „Bristol“ heißen. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wie gerade Bristol dazu kommt. Bristol ist doch nur ein Ort zweiten Ranges, aber Hotel Bristol ist immer prima. Ob es hier wohl Menschen giebt, die Bristol je gesehen haben? Viele gewiß nicht, denn Schiffabstine, die zwischen Bristol und New York fahren, sind in unserm guten Berlin doch immer noch raritäten. Uebrigens darf ich bei allem Respekt vor meinem berühmten Hotel sagen, unberühmte sind meist interessanter. So zum Beispiel bairische Wirtshäuser im Gebirge, wo man eine gute Wirtin hat, von der es heißt, sie sei mal schön gewesen, und ein Kaiser oder König habe ihr den Hof gemacht. Und dazu dann Forellen und ein Landjäger, der eben einen Wilderer oder Haberefeldtreiber über den stillen See bringt. An solchen Stellen ist es am schönsten. Und ist der See angeregt, so ist es noch schöner. Das alles würde mir unter Baron Berchtesgaden, der da drüben sitzt, gewiß gern bestätigen und Sie, Herr Hofprediger, bestätigen es mir schließlich auch. Denn mir fällt eben ein, Sie waren ja mit unserm guten alten Wilhelm, dem letzten Menschen, der noch ein wirklicher Mensch war, immer in Gastein zusammen und viel an seiner Seite. Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Hebermenschen etabliert; eigentlich giebt es aber bloß noch Luter-menschen, und mitunter sind es gerade die, die man durchaus zu Hebermenschen machen will. Ich habe von solchen Leuten gesehen und auch mal einen gesehen. Ein Glück, daß es, nach meiner Wahrnehmung, immer entzückende komische Figuren sind, sonst könnte man verzweifeln. Und daneben unter alter Wilhelm! Wie war er denn so eigentlich, wenn er so still sein Sommertage verbrachte? Können Sie mir was von ihm erzählen? So was, woran man ihn so recht erkennt.“

„Ich darf sagen ja, Herr von Stechlin. Habe so was mit ihm erlebt. Eine ganz kleine Geschichte, aber das sind gerade die besten. Da hatten wir mal einen schweren Regentag in Gastein, so daß der alte Herr nicht ins Freie kam, und statt draußen in den Bergen, in seinem großen Wohnzimmer seinen gewöhnlichen Spaziergang machen mußte, so gut es eben ging. Unter ihm aber, was er wollte, lag ein Schwerkranker. Und nun denken Sie sich, als ich bei dem guten alten Kaiser eintrete, seh' ich ihn,

wie er da lange Käufer und Teppiche zusammenschlept und übereinander packt, und als er mein Erschaunen sieht, sagt er mit einem unbefriedigten und mir innergeflüchten Lächeln: „Ja, lieber Frommel, da unter mir liegt ein Kranter; ich mag nicht, daß er die Empfindung hat, ich trample ihm da so über den Kopf hin...“ Sehn Sie, Herr von Stechlin, da haben Sie den alten Kaiser.“

Dubslav schwieg und nickte. „Wie beneid' ich Sie, so was erlebt zu haben.“ hob er nach einer Weile an. „Ich kannt' ihn auch ganz gut, das heißt in Tagen, wo er noch Prinz Wilhelm war, und dann oberflächlich auch später noch. Aber seine eigentliche Zeit ist doch seine Kaiserzeit.“

„Gewiß, Herr von Stechlin. Es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken.“

„Richtig, richtig,“ sagte Dubslav, „so was schmeckt mir auch vor; ich konnt' es bloß nicht gleich finden. Ja, so war er, und so einen freigen wir nicht wieder. Heutzutage sag' ich das in aller Reserve. Denn ich bin kein Fromdeur. Fromde ist mir gräßlich und paßt nicht für uns. Das heißt, mitunter paßt es auch.“

Inzwischen war die siebente Stunde herangekommen und um halb acht ging der Zug, mit dem das junge Paar noch bis Dresden wollte, dieser herrschaftlich ersten Etappe für jede Hochzeitsreise nach dem Süden. Man erhob sich von der Tafel, und während die Gäste, bunte Reihe machend, untereinander zu plaudern begannen, saßen sich Waldemar und Armgard unbemerkt zurück. Ihr Reisegepäck war seit einer Stunde schon voraus, und nun hielt auch der vierstellige Wagen vor dem Parkischen Hause. Die Baronin und Melusine hatten sich zur Begleitung des jungen Paares bis auf den Bahnhof hinaus miteinander verabredet und nahmen jetzt, ohne daß Waldemar und Armgard es hindern konnten, die beiden Rückste des Wagens ein. Das ergab aber, besonders zwischen den zwei Schwestern, eine vollkommene Rang- und Höflichkeitstreiterei. „Ja, wenn es jetzt in die Kirche ginge,“ sagte Armgard, „so häteft du recht. Aber unter Wagen ist ja schon wieder ein einfacher Landauer geworden, und Waldemar und ich sind, vier Stunden nach der Trauung, schon wieder ganz gewöhnliche Menschen. Und ich besien beunzt zu werden, damit kann man nicht früh genug anfangen.“

„Armgard, du wirst mir zu geschicht,“ sagte Melusine.

Man einigte sich zuletzt, und als der Wagen am Anhalter Bahnhof eintraf, waren Mer und Gzafz schon da, beide mit Nielenrücken, zogen sich aber unmittelbar nach Heberreicherung ihrer Bonanets wieder zurück. Nur die Baronin und Melusine blieben noch auf dem Bahnhofsplatz und warteten unter lebhafter Plauderei bis zum Abgange des Zuges. In dem von dem jungen Paare gewählten Coupé befanden sich noch zwei Reitende; der eine, blond und artig und mit goldener Brille, konnte nur ein Sachse sein, der andre dagegen, mit Pelz und Tuchentoffer, war augenscheinlich ein „Internationaler“ aus dem Osten oder selbst aus dem Südosten Europas.

Nun aber hörte man das Signal, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Die Baronin und Melusine grühten noch mit ihren Tüchern. Dann bestiegen sie wieder den draußen haltenden Wagen. Es war ein herrliches Wetter, einer jener Vorfrühlingsstage, wie sie sich gelegentlich schon in Februar einstellen.

„Es ist so schön,“ sagte Melusine. „Nunzen wir's. Ich denke, liebe Baronin, wir fahren hier zunächst am Kanal hin in den Tiergarten hinein und dann an den Belten vorbei bis in Ihre Wohnung.“

Eine Weile schwiegen beide Damen; im Augenblick aber, wo sie von dem holprigen Pflaster in den stillen Nospalweg einbogen, sagte die Baronin: „Ich begreife Stechlin nicht, daß er nicht ein Coupé apart genommen.“

Melusine wiegte den Kopf.

„Den mit der goldenen Brille,“ fuhr die Baronin fort, „den nehm' ich nicht schwer. Ein Sachse thut keinem was und ist auch kaum eine Störung. Aber der andre mit dem Tuchentoffer. Er schien ein Russe, wenn nicht gar ein Rumäne. Die arme

Armgard. Nun hat sie ihren Waldemar und hat ihn auch wieder nicht.“

„Wohl ihr.“

„Aber Gräfin...“

„Sie sind verwundert, liebe Baronin, mich das sagen zu hören. Und doch hat's damit nur zu sehr seine Wichtigkeit; gebranntes Kind scheut das Feuer.“

„Aber Gräfin...“

„Ich verheiratete mich, wie Sie wissen, in Florenz und fuhr an demselben Abende noch bis Venedig. Venedig ist in einem Punkte ganz wie Dresden: nämlich erste Station bei Vermählungen. Auch Ghiberti — ich sage immer noch lieber „Ghiberti“ als „mein Mann“; „mein Mann“ ist überhaupt ein furchtbares Wort — auch Ghiberti also hatte sich für Venedig entschieden. Und so hatten wir denn den großen Apenninunnel zu passieren.“

„Weiß, weiß. Endlos.“

„Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns gewesen, ein Sachse, ja selbst ein Rumäne. Wir waren aber allein. Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Glend ich entgegenlebe.“

„Liebste Melusine, wie besag' ich Sie; wirklich, teuerste Freundin, und ganz aufrichtig. Aber so gleich ein Tunnel. Es ist doch auch wie ein Schicksal.“

Mer und Gzafz hatten sich, unmittelbar nach Heberreicherung ihrer Bonanets, vom Bahnhof her in die Königgrätzerstraße zurückgezogen, und hier angekommen sagte Gzafz: „Wenn es Ihnen recht ist, Mer, so gehen wir bis in das Restaurant Bellevue.“

„Lasse Karree?“

„Nein; ich möchte gern was Ordentliches essen. Drei Köffel Suppe, 'ne Forelle en miniature und ein Bouillabaisse. — das ist zu wenig für meine Verhältnisse. Rind heraus, ich habe Hunger.“

„Sie werden sich zu gut unterhalten haben.“

„Nein, auch das nicht. Unterhaltung fähigt übrigens, wenigstens Menschen, die wie ich aufs Geistige gestellt sind. Ein bißchen mag ich aber an meinem elenden Zustande selbst schuld sein. Ich habe nämlich immer nur die Gräfin angesehen und begreife nach wie vor den Stechlin nicht. Nimmt da die Schwester! Er hatte doch am Ende die Wahl. Der kleine Fingier der Gräfin und ihr kleiner Jech' nun schon ganz gewiß ist mir lieber als die ganze Comtesse.“

„Gzafz, Sie werden wieder frivol.“

XXXIV.

Unter den Hochzeitsgästen hatte sich, wie schon kurz erwähnt, auch ein Dr. Busch befunden, ein gewandter und durchaus nehmännlich wirkender Herr mit gepflegtem, aber schon angegrautem Backenbart. Er war vor etwa fünfundsünfzig Jahren an der Kesselforede gelehrt und hatte damals nicht Lust gehabt, sich ein zweites Mal in die Jmidmühle nehmen zu lassen. „Das Studium der Jurisprudenz ist langweilig und die Karriere hinterher miserabel“ — so war er denn als Korrespondent für eine große rheinische Zeitung nach England gegangen und hatte sich dort auf der deutschen Vorstadt einzuführen gewußt. Das ging so durch Jahre. Nämlich um dieselbe Zeit aber, wo der alte Graf seine Londoner Stellung aufgab, war auch Dr. Busch wieder flüchtig geworden und hatte sich nach Amerika hinüber begeben. Er fand das Freie dort freier, als ihm lieb war, und kehrte sehr bald, nachdem er es erst in New York, dann in Chicago versucht hatte, nach Europa zurück. Und zwar nach Deutschland. „Wo soll man am Ende leben?“ Unter dieser Betrachtung nahm er schließlich in Berlin wieder seinen Wohnsitz. Er war ungeniert vor Natur und ein klein wenig überblich. Als wichtiges Ereignis seiner letzten sieben Jahre, galt ihm sein Hebertritt vom Pilsener zum Weihenstephan. „Sehen Sie, meine Herren, vom Weihenstephan zum Pilsener, das kann jeder; aber das Umgekehrte, das ist was. Chinesen werden glücklich, gut. Aber wenn ein Christ ein Chinese wird, das ist doch immer noch eine Sache von Belang.“

Busch, als er sich in Berlin niederließ, hatte sich auch bei dem Parkbis wieder eingeführt; Melusine entsann sich seiner noch, und der alte Graf war froh, die zurückliegenden Zeiten wieder durchsprechen und von Sonderrigam und Baisfeldhonte, von Chatsworth und Pembroke-Lodge plaudern zu können.

Eigentlich paßte der etwas weitgehende Ungeniertheitston, in dem der Doktor seiner Natur wie seiner New Yorker Schätzung nach zu predigen liebte, nicht sonderlich zu den Gesplogenhelten des alten Grafen; aber es lag doch auch wieder ein Reiz darin, ein Reiz, der sich schließlich noch verdoppelte durch das, was Busch aus aller Welt Guben mitzutheilen wußte. Brillanter Korrespondent, der er war, unterhielt er Beziehungen zu den Ministerien und, was fast noch schwerer ins Gewicht fiel, auch zu den Geländeschaften. Er hörte das Gras wachsen. Auf Titulaturen ließ er sich nicht ein; die vielen Telegramme hatten einen gewissen allgemeinen Telegrammstil in ihm gezeitigt, dessen er sich nur entschlug, wenn er ins Ausmalen kam. Es war im Zusammenhang damit, daß er gegen Worte wie: „Wirklicher Geheimen Ober-Regierungsrat“ einen förmlichen Haß unterhielt. Herzog von Nest oder Herzog von Rasthor waren ihm, trotz ihrer Stärke, immer noch zu lang, und so warf er denn statt ihrer einfach mit „Hohenlohes“ um sich. In der That, er hatte mancherlei Schwächen. Aber diese waren doch auch wieder von eben so vielen Tugenden begleitet. So beispielsweise fuhr er über alles, was sich an Liebesgeschichten ereignete, mit einer beinahe vornehmer Gleichgültigkeit hinweg, was manchem sehr lieb war. Ob dies Trüberbücheln bloße Geschäftsmarine war, oder ob er all dergleichen einfach alltäglich und deshalb langweilig fand, war nicht recht festzustellen; er kultivierte dafür mit Vorliebe das Finanzsache, vielleicht davon ausgehend, daß, wer die Finanzen hat, auch schließlich alles andre besitzt, besonders die Liebe.

Das war Dr. Busch. Er schloß sich, als man aufbrach, einer Gruppe von Personen an, die den „angerissenen Abend“ noch in einem Lokal verbringen wollten.

„Ja, wo?“

„Natürlich Sieden.“

„Ach, Sieden. Sieden ist für Pilsener.“

„Nun denn also, beim „schweren Wagner.“

„Noch philiströser. Ich bin für Weihenstephan.“

„Und ich für Pilsener.“

Man einigte sich schließlich auf ein Lokal in der Friedrichstraße, wo man beides haben konnte.

Die Herren, die dahin aufbrachen, waren außer Busch noch der junge Baron Planta, dann Cujacius und Wrischowitz, er kultivierte dafür mit Vorliebe das Finanzsache, vielleicht davon ausgehend, daß, wer die Finanzen hat, auch schließlich alles andre besitzt, besonders die Liebe. Lieutenant von Szilagy — man kam vom Hunderten aufs Tausendste — wurde bei den Fragen, die hin und her gingen, von umgefragt auch nach seinem Novellenbande gefragt und ob er Freude daran gehabt habe.

„Nein, meine Herren,“ sagte Szilagy, „das kann ich leider nicht sagen. Ich habe Bellis perennis auf eigne Kosten herstellen lassen und hundertzehn Regenionsreplare verschickt, unter Beilegung eines Zettels; der ist denn auch von einigen Zeitungen abgedruckt worden, aber nur von ganz wenigen. Im übrigen schweigt die Kritik.“

„D, Kritik!“ sagte Wrischowitz. „Ich liebe Kritik. Aber gute Kritik schweigt.“

„Und doch,“ fuhr Szilagy fort, der sich in dem etwas beschämten Ausdruck des guten Wrischowitz nicht gleich zurück finden konnte, „doch sind diese schmerzlichen Gefühle gegen das, was vorausgegangen. Ich unterhielt nämlich vor Erscheinen des Buchs die Hoffnung in mir, einige dieser kleinen

Arbeiten in einem Parteiblatt und, als dies miß-
lang, in einem Familienjournal unterbringen zu
können. Aber ich scheiterte . . .

„Ja, natürlich scheiterten Sie,“ sagte Busch,
„das ist ja klar. Lassen Sie sich sagen und
raten, denn ich weiß in diesen Dingen einiger-
maßen Bescheid. War nämlich drüben, ja ich darf
beinah' sagen, ich war doppelt drüben, erst drüben
in England und dann drüben in Amerika. Da ver-
sieht man's. Ja, du lieber Himmel, dies bedruckte
Schreibpapier! Man lebt davon, und es regiert die
Welt. Aber, aber. Und dabei, wenn ich recht gehört
habe, sprachen Sie von Parteiblatt, — furchtbar.
Und dann sprachen Sie von Familienjournal, —
zweimal furchtbar!“

„Haben Sie selbst Erfahrungen gemacht auf
diesem schwierigen Gebiete? . . .“

„Nein, Herr von Szilagy, so tief ließ mich die
Gnade nicht sinken. Aber ich treibe mein Wesen
über dem Strich, und wenn man so Wand an Wand
wohnt, da weiß man doch einigermaßen, wie's bei
dem Nachbar aussieht. Ach, und außerdem, wie
so mancher hat mit sein Herz ausgeschüttet und
seine Liebe Not gesagt! Wer's nicht leicht nimmt,
der ist verloren. Roman, Erzählung, Kriminal-
geschäfte. Jeder, der der großen Masse genügen will,
muß ein Loch zurrücksteden. Und wenn er das
redlich gethan hat, dann immer noch eins. Es giebt
eine Normalnovelle. Tieferschuldeter adeliger Knecht
und Sommerknecht, nicht Gouvernant von so
suspendirten Tugenden, daß sie, wenn geprüft, selbst
darin bestehen würde. Pfläglich aber ist ein alter
Ostel da, mit der Absicht, den halb entgleitenen
Nesseln an eine reiche Cousine handbesgemäß zu ver-
heiraten. Höhe der Situation! Drohendster Kon-
flikt. Aber in diesem bedrängten Moment entsagt
die Cousine nicht nur, sondern vernachlässigt ihrer
Nivalin auch die Gesamtvermögen. Und wenn
sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch . . .
Ja, Herr von Szilagy, wollen Sie damit kon-
furrieren?“

„Alles stimmt zu; nur Baron Planta meinte:
„Dr. Busch, pardon, aber ich glaube beinah', Sie
übertreiben. Und Sie wissen es auch.“

(Vortsetzung folgt.)

Alphonse Daudet †.

(Siehe das Verzeichn. Seite 233.)

Am dem am 16. December in Paris von einem jähen
Tode entrückt Alphonse Daudet ist einer jener
großen französischen Meister der Erzählungskunst dahin-
gegangen, die mit ihren Werken entscheidend in die Ent-
wicklung des Romans unter Zeit eingegriffen haben. In
der Gruppe der Schriftsteller, die wir vielleicht nicht ganz
richtig die „modernen Naturalisten“ nennen, nahm er keine
Stelle zunächst bei Jola ein, der nur mit dem in Deutsch-
land wenig bekannt gewordenen Jerris Karl Hauptmann
der letzte Lebende von ihnen ist.

Wie Jola hantelte Alphonse Daudet aus dem Süden.
Er war am 13. Mai 1840 in Nîmes als der Sohn eines
Maurmanns geboren. Im Jahre 1857 kam er zu-
hause mit seinem Bruder Ernest, der sich gleichfalls als
Schriftsteller einen geschätzten Namen erworben hat, nach
Paris, um dort sein Glück zu suchen. In dem im Jahre
1888 erschienenen Buche „Trente ans de Paris“ erzählt
er in humoristischer Weise, in welcher Stimmung er der
Heimat den Rücken gekehrt. Er war, nachdem er das
Gymnasium zu Lyon besucht, zuletzt Klassenlehrer am Collège
zu Sorlande gewesen und hatte sich durch einige unüberlegte
Streiche in dieser Stellung unmisslich gemacht. Er war
dann sieben Jahre alt und sein Herz so leicht wie seine
Lokse; mehr als zuhören, den Scherereien entlaufen zu
sein, von denen ein armer „pion“ bedrückt wird, wollte
er ein großer Dichter werden und sich durch seine Feder
eine Lebensstellung erringen. So rath, wie er es sich ge-
dacht, wollte das nicht gehen, doch kam er vorwärts. An-
fangs mischte er sich in das ungebundene Leben und Treiben,
das seinen Sammelplatz damals in der „Profrerie des
Martins“ hatte. Diez Bräuterei war der Lummelplatz
der literarischen „Robine“ jener Zeit. Da er sich vor
allem Märgel, wie Daudet ihn nennt, „der Homer der
Welt, die ihn ihre Entdeckung verbannte“, dann Charles
Baudelaire und viele andre „bon garçons“ und mehrere
Kumpans des freibühnigen Literatenmilieus, die aber fast
alle ihr lustiges Leben in etwas trauriger Weise beendet
haben. In seinen „Trente ans“ meint Daudet: „Jetzt
gibt es keine Robine mehr; die Männer der Feder sind
in Paris jetzt so phibitisch und respectabel, wie sie es
nur irgendwo sein können. Sie leben in eleganten Land-
häusern vor der Stadt, begreifen ihre Schmeiderrechnungen

und würden, wenn sie keine Franzosen wären, allseitsmäßig
zur Kirche gehen.“ Es ist das entschiedene eine Wendung
zum Bessern, wie denn auch Daudet, der seinen Wesen
nach nichts weniger als ein „Robin“ war, ausdrücklich
darauf hinweist, daß auf einer Märgel oder Baudelaire
minderstens zehn bis zwölf verbummelte Christen kamen, mit
allen Fehlern und Tugenden von solchen, doch ohne den genialen
Zug, der die wenigen Ausgewählten kennzeichnete, so daß
das Ende derjenigen, die schließlich zu den besseren Ge-
stirnen hinübergingen, oft genug ebensoviel Erbarmliches wie
Tragisches an sich hatte.

Zunächst beschließt einen beim Lesen der Daudet'schen
Lebenserinnerungen unwillkürlich ein gewisses Mißgefühl mit
dem trüblichen Lumpenwollfäden, wie es vor einem Menschen-
alter zusammenkam, sein Wesen rauchte, sein Glas Bier
trank, sich in der zweideutigen weiblichen Gesellschaft be-
wegte und ohne Anseh von keiner „Kunst“ schwätzte.

Daudet fand um so leichter den Ausweg aus diesen
Streifen heraus zu einer mehr gereizten Lebensbahn, als
es ihm glückte, als Sekretär in den Dienst des Herzogs
von Norm zu treten, der sein Talent erkannte und in
liberaler Weise zu fördern suchte. Der angehende
Dichter fand auf diese Weise Gelegenheit, Studienreisen
nach Italien, Aegypten und dem Orient zu machen. Später
wurde Daudet dem Kabinett des Herzogs von Norm
attachiert und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1865.
Während des Krieges mit Deutschland ließ er sich in ein
Muskulbataillon einschreiben und nahm an mehreren Gefechten
in der Nähe des belagerten Paris teil. Als seinem Bruder
Ernest im Jahre 1873 die Leitung des „Journal officiel“
übertragen worden war, trat er gleichfalls in die Redaktion
dieses amtlichen Organs ein und übernahm die Theater-
kritik. Mehr und mehr jedoch wandte er sich freier literari-
scher Thätigkeit zu, der er auch bis an sein Ende
treu geblieben ist.

Bekanntete Daudet auch gleich in seinen ersten Ver-
öffentlichungen ein ungewöhnliches dichterisches Talent, so
vermochte er sich doch nicht gleich Anerkennung zu ver-
schaffen; selbst der treffliche Roman „Wunderbare Abenteuer
des Tartarin von Tarascon“ mit seinen feinen humoristi-
schen und satirischen Zügen ging verhältnismäßig un-
beachtet vorüber. Erst der Roman „Le petite chose“
(„Der kleine Dingda“) lenkte die Aufmerksamkeit weiterer
Leser auf ihn. Einen vollen und großen Erfolg bedeutete
darauf der von der Pariser Akademie mit einem Preise gekrönte
Erdbeerenroman „Fromont junior und Risler junior“
(1876, im gleichen Jahre auch deutsch erschienen). Jedes
neue Werk des ausstrebenden französischen Romanciers war
unbedingt gleichbedeutend mit einem literarischen Ereignis.
In ruhiger Folge erschienen von 1876 an „Jad“, „Der
Nabob“, „Die Königin im Exil“, „Sappho“ und „Der Un-
sterbliche“. Einer späteren Schaffenszeit gehören an „Tar-
tarin in den Alpen“ und „Fort Tarascon“. Für die
Nähe schrieb Daudet eine Reihe von Lust- und Schauspielen,
wie „Die Tavernier“ und „Das Mädchen von
Arles“, ebenso dramatisierte er die Romane „Fromont junior“
und „Jad“, doch war er auf diesen Gebieten nicht sonder-
lich glücklich, am wenigsten in dem Schauspiel „Das
Hindernis“, in dem er sich parodistisch gegen Jben und
behen dichterische Schaffensweise wandte.

Daudet giebt uns die Geschichte seiner bis 1886 ent-
standenen Werke in seiner autobiographischen Skizze mit
einem viel freierem und weniger geistigen. Keiner, der die
besseren seiner Arbeiten kennt, wird erstaunt sein, wenn der
Dichter selbst sich mehr Beobachtungsstalent als Gründungs-
gabe zu schreibt. Er gesteht ein, daß nur sehr wenig bei
ihm auf freier Erfindung beruht. Was er beschreibt, das
hat er in den meisten Fällen auch vor Augen gehabt. Er
studiert das „mensliche Dokument“ mit der Genauigkeit eines
wissenschaftlichen Forschers, er photographirt seine Um-
gebung und bringt dann das Ganze in ein Buch, dabei
nur hier und da bezüglich der Namen und Lebensumstände
eine leichte Rememarang treffend. Der alte Risler und der
junge Fromont sind Persönlichkeiten, die wirklich gelebt
haben. Der Gläubiger (den er zu einem Schweizer gemacht
hat) war eine Jugenderinnerung des Dichters. Delobelle
und Sidonie waren Gestalten aus seiner nächsten Umgebung.
Der Held des „Jad“ hat einen Sommer gemeinschaftlich
mit ihm verbracht. Tartarin allerdings, das beste von Dau-
dets Bestalten, ist freie Erfindung, doch ist der Dichter
heimtlich und lebenswürdig gemacht, zu zeigen, daß er,
als er seine erste größere Arbeit machte und sich in Alger
dem Sport der Jovenjagd hingab, selbst so eine Art von
Tartarin gewesen ist.

Es gehört wesentlich zu Daudet's Methode, Szenen
und Episoden des wirklichen Lebens mit einer Naturtreue
wiedergzugeben, die selbst von Jola nicht übertroffen wird.
Gleich istens, mit dem er sich gerne vergleichen ließe,
lebte er es, sich tags und nachts lang unerkannt unter
den Heimgärten der „Entenbän der Gesellschaft“ umher-
zutreiben. Wie man es des besseren der zeitgenössischen
französischen Schriftsteller zu ihrem Ruhme nachzagen muß,
nimmt er es stets durchwegs ernst mit seiner Aufgabe. Es
mag sich viel gegen den modernen französischen Roman
einwenden lassen, das aber kann niemand in Rede stellen,
daß seine Urheber mit ganzem Herzen bei der Sache sind
und weder Zeit noch Arbeit scheuen. In dieser Hin-

sicht kann es nur als der Nachfolge würdig hingestellt
werden, wie sorgfältig Daudet zu Werke ging, und was
für eine schwere Vorarbeit er zu leisten hatte, bevor
er seinen „Jad“ niederzuschreiben begann. Er verbrachte
Wochen auf der Loire-Nil Jodet, trieb sich in den Wert-
stätten umher, sahe Tag und Nacht den Fluß hinauf
und herunter und unterließ sich mit den Arbeitern, Schiffen
und Bauern, dabei gewissenhaft das Ergebnis seiner Be-
obachtungen und Erfahrungen zu Papier bringen. Dann
stellte er ähnliche Beobachtungen unter der Arbeiterbevölke-
rung von Paris an. Die eigentliche Ausarbeitung des
Buches nahm ein volles Jahr angestrengter Thätigkeit in
Anspruch, und sie würde noch länger gewährt haben, wenn
der Verfasser nicht vertrauenswürdig verpflichtet gewesen wäre,
das Werk vor Ablauf des genannten Zeitraums zur Ver-
öffentlichung in einer Zeitschrift abzuliefern. Diese Ver-
pflichtung zu haben, das den Künstler zu beständigen
Anstrengungen und Rücksichten treibt und ihn nicht selten zwingt,
eine einzige Zeile zwanzigmal in anderer Fassung nieder-
zuschreiben. Es würde interessant sein, zu erfahren, wie
viele der heutigen Romanciers dieser das Bedürfnis empfin-
den, gegen eine derartige Schwäche anzukämpfen.

Daudet hat sich indes nicht umsonst diese Mühe gegeben.
Die Romane seiner späteren Schaffensweise werden möglicher-
weise mit dem Niedergange der Modernität, der sie ihre
Entstehung verdanken, an Interesse einbüßen, doch wird
die Einbuße sich jedenfalls nur auf ihren Stoff beschränken.
Daudet's vornehmer und ungeschätzlicher Stil und die leben-
digen Bilder des Lebens aus der Zeit des zweiten fran-
zösischen Kaiserreichs werden ihm aller Voraussicht nach
eine der ersten Stellen unter den französischen Schriftstellern
der nachromantischen Epoche sichern. Es sind nicht dem
Aufkommen der „neuen“ Richtung wenige Romane geschrieben
worden, die eine gleiche Reifezeit als „Risler junior“ und
„Fromont junior“ zu erlangen haben.

In Deutschland namentlich wird das Andenken an den
französischen Romancier nicht so leicht untergehen. Der
Jad des Genatiteler, der sich meist dem eines lebens-
würdigen Humors durch alle seine Werke zieht, beweist
dem deutschen Leser unwillkürlich an. Auch den jüngsten
Werke des Dichters, das wir nunmehr als seinen Schwann-
genang zu bezeichnen vermögen, dem Roman „Die Stütze
der Familie“, werden diese Züge nachgerühmt. Wie die
Vater dieser Mitter aus den „redaktionellen Bemerkungen“
ersehen haben werden, wird dieser Roman in dem demnächst
beginnenden neuen Jahrgang der Verlage der Deutschen
Verlags-Anstalt erscheinen. Dalmonat'schrift „Aus fremden
Jungen“ in unmittelbarem Anschluß an Emile Jolas neuen
Roman „Paris“ zur Veröffentlichung kommen. S. 608.

Giovanni Segantini.

(Siehe das Verzeichn. die Abtheilung Seite 241.)

In den herzoglichen Galerien, die das moderne
Italien herorgebracht, zählt untreifrig Giovanni Segan-
tini, der „Maler der Alpen“, wie seine Landsleute ihn nennen,
ein Talent von entscheidender Eigenart, das selbständig seine
Wege zu wandeln gelernt hat und durch das seine
Studium der Natur dem Idealismus entgegengeführt worden
ist, wie es ähnlich bei den Meistern Arnold Böcklin,
Diana Thoma und Paul de Cassagne der Fall gewesen.

Eine treffliche Studie über den italienischen Künstler
hat in dem letzten Doppelheft (5 und 6) der von
Dr. Wafiner geleiteten Zeitschrift „Die graphischen Künste“
(Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) der fran-
zösische Chaunt William Ritter veröffentlicht. Wir ent-
nehmen derselben neben den beiden Abbildungen, die wir
bringen, folgende Einzelheiten über das Leben und den
Entstehungsgang des Künstlers.

Giovanni Segantini wurde 1858 in Arco geboren,
als dieses noch unter österreichischer Herrschaft stand. Seine
Eltern wurden vom Mißgeschick verfolgt und starben, der
erste seine ersten Lebensjahre hinter sich hatte. Der ver-
waiste Knabe geriet unter die Obhut fremder Leute und
wuchs, als er in sein heiliges Jahr ging, als Schweinehirt
in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Mailand auf.
Als solcher sollte er seine Umgebung durch die Entstellung
der ihm eignen Umgebung in Schanden legen. Die Bauern
des Dorfes fanden den kleinen Giovanni eines Tages in
Betrachtung eines Felsens versunken, auf dem er mit einem
Stückchen Mehl in leicht wiederzuerkennender Weise das
schönste Schwein seiner Herde gezeichnet hatte — er wurde
im Triumph in das Dorf zurückgeführt. Dem so plötzlich
entdeckten Talente sollte es an Unterstützung nicht fehlen.
Giovanni erhielt die Mittel, die Kunstschule in Mailand
zu beziehen, und brachte sich in der Folge, Unterrichts em-
pfangend und solchen erteilend, selbständig weiter fort. Ein
betraubeter Drogenhändler verbannte ihm die ersten Ge-
halten, damit er ihm einen Zulehler und ähnliche Ge-
halten an seinen Kramladen machte. Sein erstes Bild malte
er, da er keine Leinwand hatte, auf ein bereits benutztes
Pergament. Es war der Abor der Kirche San Antonio.
Ueber dieses Werk, bei dem Segantini die ganze beleuchtete
Partie nach den Gesetzen der prismatischen Lichtbrechung

behandelte, berichtet einer seiner Mitgänger: „Hier sah man wirklich, wie das Licht durch das gemalte Fenster hereinströmte.“ Zu dieser Zeit hatte er schon noch keine Idee von der wissenschaftlichen Theorie, die sich mit diesen Phänomenen beschäftigt. Segantini hatte einfach in der alten und modernen Malerei den absoluten Mangel einer Atmosphäre beobachtet und sofort begriffen, daß der Effekt des strahlenden Lichtes nur dann zu erreichen sei, wenn man die Farben zerteilen und auf solche Weise Luft darstellen könne. Ohne eine Ahnung von dem, was sich zur selben Zeit in Frankreich zutrug, wurde der junge Mann zu der gleichen Erkenntnis gedrängt, der ein Monet, Raffaelli und andre bereits sehr nahe standen. Er sahste und verstand wohl, daß man beim Mischen der Farben auf der Palette weder Licht noch Wahrheit finden werde. Er machte sich nun, wie er selbst erzählt, daran, die Farben in unendlich feinen Theilen vollkommen rein nebeneinander zu legen, und überließ es der Keckheit des Auges, für den Betrachter die Mischung zu vollziehen. Er erhielt dadurch eine Art spontaner Bewegung, ein intensives Vibrieren der Materie des Farbstoffes, mehr Licht, mehr Wahrheit, mehr Luft. Und der Künstler fing mit einer Bewunderung, die ihm alle Ehre macht, hinzu: „Neu in diese Thatfache durch die Offenbarkeit erwiesen, und viele Male aller Zeiten und aller Länder hatten schon vor mir diese unmittelbare Erkenntnis. Bei mir entwickelte sich das ganz natürlich, durch ein ehliches, liebevolles und gewissenhaftes Studium der Natur, und zwar derart, daß mir eine Art der Farbgebung ein ganz persönliches, individuelles, spontanes Bedürfnis wurde.“

Die Bilder des Künstlers, der zum ersten Male eine wirkliche Luftperspektive wiedergegeben verstand, fanden bald Anklang, und Segantini wurde in die Lage versetzt, sich sein Leben nach seinem Wohlgefallen zu gestalten. Er wählte den unangesehnten, unmittelbaren Verkehr mit der



Segantini
(Selbstporträt.)

Natur. Vier Jahre hielt er sich in Brianza in den Vorbergen südlich von Como auf, dann zog er nach Savigliano (Schweiz) in den Graubündner Alpen, wo er acht Jahre lang blieb; später ließ er sich in Maloja nieder, das er zuletzt mit Doglio (in Eberthalen, im Distrikt von Chi) vertauschte. Seinen ersten großen Erfolg erzielte Segantini auf der Ausstellung in Amsterdam, 1883, wo er die große goldene Medaille erhielt. Die Periode von Savigliano brachte dem Künstler einen noch größeren Ruf im Auslande; in London wurde er 1888 und in Paris 1889 mit den höchsten Auszeichnungen bedacht. In dieser Zeit entwickelte sich Segantini zum Maler der Alpen par excellence. Die Einfachheit, die behändige Verührung mit den großen Schöpfungen in der Natur, die Reflexion, die Konzentration auf sich selbst brachten den Künstler zur vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit und liehen in ihm den Uebergang von dem Maler der Natur zum Maler der Ideen sich vollziehen. Aus der letzten Schöpfungszeit des Künstlers stammt die Darstellung, die wir bringen: „Die Liebe am Lebensquell“, auch als „Jugendbrunnen“ bezeichnet, nach einem Gemälde, das sich in der Nationalgalerie zu Florenz befindet. Es handelt sich dabei nicht um den „Jugendbrunnen“, wie er die Künstler von der Zeit der Renaissance bis auf unsere Zeit beschäftigt hat, um einen Quell, der den Alten und Jüngeren neue Kraft und Jugend giebt. Wir stehen vielmehr einem Quells auf Jugend und Liebe gegenüber. Er und sie, in lichte weiße Tünnengewänder gekleidet, die die Kraft und Schönheit ihrer jungen Körper durchscheinen lassen, Erzgeln gleich, die in das Himmelreich einzichen, nähern sich aber ein von schimmernden Bergen umgebenes Gelände blühender Alpenrosen einem sprudelnden Quell, wo sie ein Engel mit weißen Flügeln in strahlender Pracht erwartet. Sie scheinen ewig jung, ewig schön, ewig glücklich sein zu wollen, und sie werden es auch sein, sobald sie aus der göttlichen Quelle getrunken haben.



Die Liebe am Lebensquell (Jugendbrunnen). Nach dem Gemälde von Giovanni Segantini in der Nationalgalerie zu Florenz.
Aus „Die graphischen Künste“, Jahrg. XX, Heft V und VI. (Beilage der Gesellschaft für vereidlichende Kunst in Wien.)

Die Hungersteine.

Roman

von
Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tag war Hubert unterwegs. In dumpfem Grubeln sah er auf der harten Holzbank in dem überfüllten Couvé. Die Hitze war trotz der frühen Morgenstunde erdrückend. Durch alle Nigen drang der Staub der ausgepörrten Erde. Dicke Wolken von Tabaksdunst lagerten über den Köpfen.

Es wurde viel hin und her geredet. Die Dürre, die Futternot, das hungernde Vieh, das in den Ställen jammervoll brüllte, das Glend der Bauern und Pächter gab einen unerhöflichen Stoß.

Trotz der Menschen, die so dicht um ihn saßen, daß er sich kaum rühren konnte, war Hubert allein. Die große Einsamkeit lag an ihre Kreise um ihn zu ziehen. Die schweigenden, plappernden, wichtigthuenden Leute mit ihren kleinen Sorgen — es war gar nicht, als wären sie seinesgleichen. So fremd fühlte er sich ihnen. So gleichgültig ließ ihn das, was sie erregte.

Immer wieder fielen ihm die Augen zu, nach einer fast ganz schlaflosen verbrachten Nacht. Eine Nacht, so furchtbar, wie er sie noch nicht erlebt hatte. Was gestern geschehen war, welche Möglichkeiten er vielleicht herausgefunden hatte in einem Augenblick der Selbstvergessenheit, — unfaßbar, unausdenkbar! Er hätte sich züchtigen, quälen, zerkühen mögen in wilder Selbstverachtung.

Wo blieb sein Mut, seine stolze, siegesgewisse Kraft, sein glühendes Selbstvertrauen? All seine kühnen Pläne für sein Leben?

Kein war er heut, ganz klein. Hätte Karl Bedekind ihn so sehr können, vor dem er gestern noch gepörrt — er hätte seinen Augen nicht getraut.

In halber Bewußtlosigkeit dämmerte er so hin. Manchmal ein kurzes Vergessen im Schlaf. Dann wieder ganz plötzlich, scharf und klar, stand alles vor ihm. Der Zorn auf sich selbst quoll auf und griff ihn während an die Kehle. Ihm folgte die Angst, die lebendig über ihn herlief und seinen Körper mit Schweiß bedeckte.

Hatte er darum so lange und allmählich die alten Bande zu lösen gesucht, um im Augenblick der Befreiung sich selbst von neuem zu fesseln?

Was half es ihm, daß er jetzt in die Welt hineinfuhr, daß der vorwärtstafende Zug Weile auf Weile zwischen sie legte? Johanna hielt ihn fest. Er wurde niemals frei. Er war verloren!

Und doch war's wohlthuend, dies Vorwärtstürmen zu fühlen. Dies Rumpeln und Poltern, dies tattmäßige Summen und Hämmern, das dem eiligen Streden eines riesigen Laufendfüßlers gleich, war doch Bewegung. Und es lag draußen an den Fenstern allerlei vorbei, Wälder und Dörfer und weite Felder. Wenn er dachte, daß er jetzt zu Hause sitzen müßte, in den alten vier Wänden, und das Klopfen des Schusters anhören — und in dieser Umgebung diese Gedanken — nein, es war doch Erlösung, Glück in allem Glend, daß er so scheinbar sich selbst und seiner Vergangenheit entrinnen konnte.

Jetzt donnerte der Staubbedeckte, feuchende schwarze Wurm mit hohlem Getöse über eine Brücke. Eine lebhafteste Aufregung bemächtigte sich der Mitreisenden. Sie standen auf, drängten sich an die Fenster, reckten die Häse und inherten Erstaunen, Bedauern, Schreck und Sorge in den mannigfaltigsten Formen.

Erst als jemand ihm einen heftigen Stoß versetzte und sich wortreich entschuldigte, fuhr Hubert aus seiner Zellnahlosigkeit auf und sah mit starren Augen um sich.

„Wir sind nämlich bei Niesä, mein guter Herr. Und da sind nämlich die Hungersteine zu sein,“ sagte die freundliche Stimme eines kleinen Mannes, der Hubert gegenüber sah. „Ne, so was! Das glaubt man gar nicht. Und kommt bloß alle Jubeljahr mal vor.“

Und nun fanngekehrten sie alle eifrig durcheinander und hatten so viel mit sich und dem großen Ereignis zu thun, daß sie Hubert nicht weiter beachteten.

Der sah mit seltsamen Gefühlen auf die Landschaft hinab. Hier hatte er ein paar Jahre seiner Kindheit verbracht. Hierher hatte das wechselvolle Leben seinen Vater vertrieben. Er sah den knorrigen Menschen vor sich, der nie seine rauhe osterliche Heimat vergessen konnte und dem geschmeidigen Sachsewölfschen feindselig und unverständlich blieb. Immer hatte er hart gekämpft, um sich über Wasser zu halten. Aber das Hungerjahr dreihundsechzig hatte ihn arm gemacht. Bald darauf war er gestorben.

Er dachte an seine Schwester Anna und an seinen Knabenreich. Damals waren die Hungersteine plötzlich vor ihm aufgetaucht wie eine furchtbare Warnung: Wenn ihr mich wiedersehet, werdet ihr weinen!

Und da lagen sie wieder vor ihm, nackt und kahl, gleich in einer erdarmungslosen Sonne.

Jetzt, jetzt hatte auch er sein tiefstes Niveau erreicht.

Und brennend heiß fühlte er's in seine Augen steigen.

II.

Es ist im stillen Gedächtnis rinnen die Däse.
Aber schrauben-gestirrenend,
Sich ebbend,
Sich flutend,
Erzwingen die Sterne zum Meer.

Der Konful Bergbauer war nach zweijähriger Abwesenheit zurückgekehrt und hatte in Berlin noch einmal Station gemacht.

Im „Kaiserhof“, wo er immer logierte, war in dem zu seinen Räumen gehörigen kleinen Salon ein Tisch für zwei gedeckt. Verheißungsvoll ragten ein paar Flaschenhälse aus dem Weintücher empor. Das feine Porzellan, Glas und Silberzeug glänzten im Schein der Aprilsonne, die eben nach einer tüchtigen Dusche wieder hervorgekommen war. Und Herr Professor Freis Tappert, alias „Onkel Uebrigens“, zog mit Hilfe des Kellners seinen nassen Valetot aus, streifte die Gummihufe von den Füßen und schüttelte seinem Vetter, übers ganz Gesicht strahlend, die Hand.

„Uebrigens ein ungemein glücklicher Zufall, lieber Wilhelm, daß mich meine dogmatischen Studien gerade jetzt in die Reichshauptstadt geführt haben,“ sagte er voll Pathos. „Da hab' ich also das Vergnügen, euch ein paar Tage früher — ah — begrüßen zu können. Uebrigens,“ — und er sah mit Bedauern, daß nur zwei Gebilde aufgelegt waren — „wo sind meine Töchter?“

„Na, kommen schon noch,“ meinte der Konful jovial, drückte den Vetter auf seinen Platz nieder und gab dem Kellner einen Wink, aufzutragen. „Sind noch in der Stadt, shopping, glaub' ich, oder sehr sich irgend was an. Bitte, bediene dich!“

Der Professor, der eben die Serviette auseinanderfaltete, hielt erschrocken inne. „Allein —? In der Stadt? Aber lieber Wilhelm!“

„Was denn?“ fragte der Konful ganz unschuldig, das Kinn behaglich auf die gefalteten Hände gestützt. „Werden doch nicht unter 'nen Wagen kommen, die großen Möbel. Und was soll' ihnen denn sonst passieren?“

Der Professor beugte sich über den Tisch und stüsterte — der Kellner trat eben mit den Kustern ein — hinter der vorgehaltenen Hand: „Diese Unstlichkeit hier! Denke dir, mich hat gestern abend eine Person angesprochen —“

Bergbauer verzückte ein Lächeln. Der Ton der tiefsten Empörung, mit dem der gute „Onkel Uebrigens“ von diesem Attentat berichtete, war droßig genug. „Ja, so was kommt vor,“ schmunzelte der Konful, einschenkend. „Na, probier mal. Die Marke kann ich dir empfehlen.“

Die Gegenwart des Kellners, der, jedes Winks gewärtig, im Hintergrunde stand, verbot jede intimere Unterhaltung. Bergbauer ergrübelte auch so interessant und mit so vielem Humor allerlei Neise-Erlebnisse, daß Onkel Freis ihn mit Vergnügen reden ließ. Ueberdies war's ihm beinahe wie eine Sünde erschienen, wenn er den herrlichen Gottesgaben, die sein Vetter auftragen ließ, nicht volle Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er war durchaus kein Asket und lobte den Schöpfer, indem er sich dankbar seiner Werke freute. So ein Galan zum Beispiel... Und solche Morcheln... Onkel Freis war fast feierlich gestimmt.

Endlich war man bei der Zigarre. Der Kellner stellte ein brennendes Licht vor jeden, fragte nach

weiteren Befehlen und verschwand auf ein Zeichen Bergbauers lautlos wie ein Schatten.

Nun wurde die Unterhaltung vertraulich. Allerlei Persönliches kam aufs Tapet. Bergbauer hatte viel zu fragen über Dresdener Verhältnisse. Manches war geühen in den zwei Jahren, Geburt und Tod, Glück und Unglück, mancher war emporgekommen durch einen günstigen Umstand, einen andern hatte es hinabgerissen.

Bergbauer war's, als diese Summe menschlicher Schicksale an ihm vorüber zog, als sah' er auf das bewegte Meer. Doch und tief, scheinbar regellos und doch gefegmäßig, in ewigem Wechsel und doch ewig gleich, wälzte das Leben seine Wogen.

„Uebrigens muß ich geteihn,“ fuhr der Professor dogierend fort, „ich bin ganz erstaunt über diesen — ah — Hubert Schwarz. Er ist ja wohl derselbe, den du damals gemiffenmaßen protegirt hast?“

„Freilich!“ rief Bergbauer. „Dab' ichs nicht gelagt? Na, meine Protektion hat der nicht mehr nötig.“

Der Professor setzte ein zweifelndes, gutmütig überlegendes Lächeln auf. „Es scheint ja. Indessen — man weiß, wie so ein — ah — Tageseruhm gemacht wird.“

„Gemaßt? Wer soll' denn dem Schwarz seinen Ruhm gemacht haben?“

„Freunde... Koterien... das hängt ja alles zusammen wie Schwefel und Besch, hebt sich gegenseitig in den Himmel, macht Gefächre!“

„Der nicht,“ sagte Bergbauer ruhig. „Der stand ganz allein. Und wenn er durchgebrungen ist, allen Schikanen und Nachgeschäften zum Trotz, so schwer, so mühsam, aber so sieghaft, wie das Gute allemal durchdringt —“

„Nicht allemal, lieber Wilhelm. Meine ersten Blüher sind vor dreißig Jahren erblühen. Wer kauft sie? Wer spricht von ihnen? Während dieser Schwarz nach einem einzigen glücklichen Wurf überall bekannt ist, überall genannt wird —“

„Ja, mit den wissenschaftlichen Sachen!“ begünstigte Bergbauer. „Das ist ja staviar fürs Volk. Uebrigens, (ich kann ja auch mal „übrigens“ sagen) mit dem „auf einmal“, das steht doch bloß so aus. Das bricht bloß so „auf einmal“ ans Licht, wie die Blüte am Apfelbaum, hat aber schon lange dringesteckt und rumort in den braunen Keften. Der Saft ist gestiegen und gestiegen. Die schwerste, wichtigste, undankbarste Arbeit, die geschieht immer ganz still und heimlich. Kein Mensch ahnt was. Aber wenn die Zeit gekommen und alles eine Blüte ist, dann rennen sie hin und wundern sich und wollen's nicht glauben. Na, siehst du, der Hubert Schwarz, der blüht jetzt auch.“

„Ja, er blüht. Wir haben auf einmal einen neuen Propheten. Gestern hieß er Willdenbruch oder Sudermann. Morgen heißt er — Gott weiß wie. Und immer dies blöde, blinde Geschöple, dies Abgötterei-treiben mit kleinen Talenten. Als wenn wir Goethe nicht gehabt hätten und Schiller!“

„Na, wart's doch ab. Wer weiß, was die Leute in fünfzig Jahren über den Schwarz schreiben, wenn sie die ganze „Ernte“ beisammen haben von dem Apfelbaum. Hast du, apropos, sein Stück gesehen?“

„Unerfreulich!“ sagte der Professor achselzuckend. „Einfach unbegreiflich, daß das schon sein soll!“

Bergbauer lächelte. „Er ist hervorgehoben worden?“

„Ja. Und denahm sich wie — mich ärgerte sein Gesicht. Affektiert. Naßig. Finstler. Nicht wie ein Mensch, der voll gerührter Dankbarkeit den Jubel des vollen Hauses entgegennimmt.“

„So,“ sagte Bergbauer mit milder Ironie, „bedanken soll er sich auch noch?“

„Ich dächte!“

„Da könnt' sich ja auch das Karnickel bedanken, das sie zur Ehre der Wissenschaft bei lebendigem Leibe zer schneiden.“

„Aber lieber Wilhelm!“

„Sieh mal, 's ist nämlich beinahe dieselbe Geschöchte. Bloß daß so ein armer Skribitor sein eigener Divisfaktor ist. Die Vorhebung, scheint's, setzt so ein unglückliches menschliches Versuchstier extra in die Welt, damit es alles, was der Zeit wehtut, an sich selber spürt und — nota bene — beschreiben kann.“

Der Professor hob abwehrend die Hände. „Und siehst du,“ fuhr Bergbauer unbeirrt fort,

„wenn er dann so einen schmerzenden Nerv der Zeit berührt... und ein allgemeines Echo antwortet ihm... es klingt wie Jubel, ist aber bloß ein Wegschrei aller, die sich getroffen fühlen — das nennt man dann: Erfolg.“

„Eine etwas paradoxe Auffassung, lieber Wilhelm. Uebri gens — du überstehst den Mann. Du bist ja geradezu begeistert.“

„Ja!“ rief Bergbauer laut. „Ich hab' graues Haar. Aber wenn einer was kann, wenn er mir ins Herz greift und ich spüre in seinen Sachen etwas von den ewigen, großen Weltgeheimen — ob er dann jung ist oder alt, ein armer Schlucker oder ein vornehmer Herr — ich verehere ihn. Und das hab' ich ihm ganz offen gesagt, als ich ihn angelacht habe.“

„Du hast ihn — ? Aber Wilhelm, er hätte dich doch...“

„Naha! Wer weiß denn von dem Konful Bergbauer im großen Berlin? Aber von Hubert Schwarz weiß man. Sind übrigens schon ein paar-mal sehr vernünftig zusammen gewesen.“

„Und deine Töchter?“

„Der Kläre geht er noch über den Hip, ihren Geburtstag... Kannst du doch denken in dem Alter...“

„Aber Lotchen? — Da ist mir noch eine gewisse Scene erinnerlich —“

Ein Schatten lag über Bergbauers Gesicht. „Ah, die Lotte!“ warf er hin. „Uebrigens das Welt! Seit es zu denken anfängt, Einzelwesen wird, giebt's einem noch mehr Rätsel auf, als sonst. Im allgemeinen vertragen sich die beiden „Künstler“.“

Tappert verankert in bedächtiges Schweigen. Er hob zerstreut sein Glas in die Höhe und setzte es wieder auf den Tisch, ohne zu trinken. Dafür rauchte er desto eifriger, und erst als ein Häuflein Asche ihm auf die etwas abgetragene Weste fiel, fuhr er hastig auf und klopfte sie herunter.

Der Konful hatte harmlos weiter geplaudert.

„Wilhelm,“ unterbrach ihn der Better jetzt mit erregter Miene, „eigentlich begreif ich doch nicht, daß du, als Vater zweier Töchter, diese Bekanntschaft erneuern konntest.“

„Gi, zum Kukuk! Warum denn nicht?“

„Nun, so ein halber Proletarier — und unre Familie!“

„Ich hab' noch keinen seine Geburt nachgetragen.“

„Das will ich ja auch weniger — indessen, du weißt, dies schamlose Verhältnis —“

Bergbauer lächelte. „Sieh mal, Professor, ich bin auch ein lockerer Vogel gewesen. Na, und du — ! Da fällt mir ein gewisses Gredchen ein, das bei deinen Eltern diente.“

Dunkelrot, nach Luft schnappend, erhob sich der Professor. „Hör mal, Wilhelm, das ist... das ist... nicht edel!“

„Edel? Nein. Aber — warum sollen wir nicht darüber reden?“

„Weil... weil — übrigens, wenn zwei dasselbe thun,“ leuchtete der Professor in höchster Empörung.

Bergbauer zwang ihn lächelnd auf den Stuhl. „Verühige dich nur, Professor. Was ich bloß sagen wollte: Jugend hat keine Tugend. Im übrigen ist mir's noch gar nicht ausgemacht, was tabelnswürter ist: ein Mädel, wenn wir's in die Tinte gebracht haben, einfach dein sitzen lassen und uns selber talotieren — oder die Methode von dem Schwarz: ordentlich wie ein richtiges Ghemann zu ihr zu halten, ihr das schwere Schicksal zu erleichtern —“

„Und der Welt ein Vergernis geben, uns selber alle Thüren vor der Nase zuwerfen, haha!“ lachte Tappert wüthend.

„Nur still, Professor. Weg dich nicht auf! Worauf es für den Mann ankommt bei so einer Geschichte, ist doch einfach: nicht stecken bleiben im Sumpf, was?“

Der Professor nickte widerwillig.

„Wie leicht einer hineingerät, das wissen wir ja. Eine lustige Stunde, ein Glas zuviel — da ist auf einmal der Boden unter den Füßen weg. Und bei jeder Anstrengung, emporzukommen, gerät man tiefer hinein. Es ist förmlich wie ein Wunder, wenn's einem gelingt, ohne Hilfe, durch seine eigene Kraft, wieder auf festen Boden zu kommen. Nun, dem Schwarz ist das Kunststück glänzend gelungen. Der klettert jetzt weiter. Ueber den sprechen wir

uns noch... Aber die Fran — und da wollt' ich dich doch fragen —“

Der Professor hob in tiefster Indignation die Hände. „Verschone mich mit diesem Thema!“

„Entschuldig nur. Ich hab' keine arten Gefühle verlegt. Aber, sieh mal, du fühltest dich gewisser-maßen verpflichtet, der Person den Brotsford höher zu hängen —“ sagte Bergbauer mit sanfter, nicht ganz fester Stimme.

Tappert zwakte die Achseln.

„Ich habe allerdings meinem Freunde, Direktor Selbst... Meine Warnung war hochwillkommen... Der Mann hätte die peinlichsten Unannehmlichkeiten...“

„Nun?“ fragte Bergbauer noch sanfter. Es schien ihm etwas in der Stehle zu sitzen, so wenig Klang war in dem Wort.

„Was weiter? Du fragst mich zuviel. Was geht dich und mich das an? Soviel ich weiß, ist die Person aus der Gegend verschwunden, nachdem der Bastard glücklicherweise gestorben war... Ah! Sieh da! Endlich!“ unterbrach er sich. „Unser Märchen! Herrgott! Und eine richtige junge Dame geworden!“

Und Tappert erhob sich mit einer Beweglichkeit, die niemand ihm zugeraut hätte, und ging dem jungen Mädchen entgegen, das lachend eingetreten war.

„Gott sei Dank!“ murmelte Bergbauer, indem er ans Fenster trat und die Stirn an die Scheiben drückte. Das Glas lief an von der Glut, die ihm entströmte. Ihm war's, als müsse er um sich schlagen, loszujahren oder sonst was Berrücktes thun, um Luft zu kriegen.

Herrgott, bist du denn immer noch so ein Gsel! ratiionierte er in sich hinein. Bist doch alt genug. Kennst doch die Leute. Und so ein armer Tropf, der bis über die Ohren in Gelehrsamkeit steckt und doch nicht selber denken gelernt hat, so ein armes Noß, mit Scheuklappen, das sein Lebtag gelenkt ist von der „öffentlichen Meinung“, das kann dich in Hornisch bringen? — Rindisch wie der Kerzes, der das Meer peitschen ließ, weil's ihm seine Flotte zertrümmert hatte! Schäm dich, alter Knabe!

Als er sich umwandte, um Kläre zu begrüßen, schien er ganz der heitere, vornehme, etwas weitherzige und leichtlebige Kavallerie, als den er sich zu geben liebte.

Für den Professor war's ein seltenes Vergnügen, in der Gesellschaft seines generösen Betters und der beiden schlanen Mädchen die Großstadt zu genießen.

Er selber hatte nie in glänzenden Verhältnissen gelebt. Deshalb erfüllte ihn die Leichtigkeit, mit der Bergbauer Geld ausgab, mit Bewunderung und Hochachtung.

Quert hatte Tappert wohl den Versuch gemacht, für sich selber zu bezahlen. Aber da kam er gut an bei Bergbauer.

„Herrgott, seid ihr engherzig! Ich hab's doch dazu. Und ich weiß, du hast's nicht. Das ist mir ja 'ne Freude, dir ein Stück Berliner Leben zu zeigen.“

„Aber ich kann mich ja nicht revanchieren, Wilhelm.“

„Zum Kukuk, muß denn immer revanchiert werden? Der ganze Verthe in der sogenannten Gesellschaft ist ja dann schließlich nichts als ein Tauschgeschäft. Wo bleibt da Freiheit und Gattlichkeit? Denkst du, ich geniere mich im mindesten, von einem, der mehr hat, als ich, etwas anzunehmen?“

„Ja, lieber Wilhelm, du! Wenn ich dich höre, ist mir's immer, als seh' ich einen den großen bequemen Weg, der für alle gemacht ist, und auf dem alle gut und zufrieden vorwärtskommen, absichtlich liegen lassen und sich durch allerlei Gefährp, zwischen Steinen und Wurzeln, so was wie eine Schneise bahnen. Bloß um was andres zu haben als „alle Welt.“

„Na, ein bißchen anders ist die Geschichte denn doch,“ lachte Bergbauer. „Sieh mal, ich geh' nicht um den Berg 'rum, oder über den Berg 'nüber — nein, mitten durch den Berg marschier' ich. Wosuhär' ich denn meinen Namen Bergbauer?“

„Ah! Nomen atque omen!“

„Ja. Meine Vorfahren mögen vielleicht richtige Bergleute gewesen sein. Ich bau' mich bloß noch

figürlich durchs Gesein. Ueberall grab' ich mir meine Tunnel. Da schneid' ich ab, da spar' ich eure Umlwege. Da find' ich allerlei, was ihr brauchen auf euren breiten, sonnigen Wege nicht habt. Und euren Ballast, den schleppt' ich auch nicht mit. Schneller vorwärtskommen! Nicht aufhalten. Das ist's! Herrgott, wieviel Zeit hab' ich denn noch mit meinen sechzig Jahren?“

„Du bist freilich noch sehr jugendlich,“ meinte der Professor etwas zweideutig. Aber er ließ sich nun doch ohne Bedenken freihalten und mitnehmen. Hauptsächlich der beiden jungen Damen wegen. Denn auch Kläre, sein Liebste, war jetzt voll erblüht.

Sie war ihrer Schwester noch über den Kopf gewachsen und ein Bild frischester Gesundheit. Ihre schalkhafte, manchmal noch ganz kindliche Listigkeit machte — im Gegenlag zu ihrer Germaniapracht — einen eignen Reiz an ihr aus.

Sie kam jetzt zwar nicht mehr in die Verlegenheit, dem guten „Onkel Uebri gens“ ins Gesicht zu lachen. Dafür war er ihr aber heimlich eine uner-schöpfliche Quelle des Vergnügens. Und er war harmlos genug, all ihre Schelmereien mit zu nehmen.

Gegen Lotte konnte er ein gewisses Mißtrauen auch jetzt nicht überwinden. Es lag so allerlei in ihrem Gesicht, das er sich nicht erklären konnte. „Stalt und überpannt,“ fertigte er sie im stillen ab.

Nachig und vornehm reserviert, das war der erste Eindruck, den sie auf Fremde machte. Wer gut in Gesichtern zu lesen mußte, der merkte ihr wohl ein Erlebnis an. Onkel Tappert aber verstand sich besser auf alle semitische Handschriften, als auf die feinen Züge, die das Leben in ein junges Ant-litz grabt.

„Onkelchen,“ fragte Kläre eines Tages, „sag mal, hast du denn mein „Erbsünd“ öfter gelesen?“

Sie wippte dabei vor Vergnügen auf ihrem Stuhl — eine Angewohnheit noch aus der Kinderstube her — stützte die rosige Wange auf die gefalteten Hände und sah ihn aus den Augenwinkeln mit bezaubernder Schalkhaftigkeit an.

„Erbsünd?“ fragte Tappert. Er glaubte sich verhört zu haben, da er in seiner geistigen Schwermüdigkeit noch immer an dem vorigen Thema klebte.

„Na ja! Den Doktor Bedekind mein' ich. Ich krieg' ja, als Jüngste, manchmal etwas Abgelegtes von der Lotte.“

„Aber liebes Märchen!“ Der Onkel war starr. „Sieh mal, werst du der Bapa ihm geschrieben. Aber dann — er ist kein Freund vom Briefschreiben — hat er ihn an die Lotte abgeschoben.“

Lotte warf dem Uebermuth einen strafenden Blick zu. Eine leichte Verlegenheit überfiel sie, wenn sie an den immer wärmeren Ton dachte, den Karl Bedekinds Briefe allmählich angenommen hatten.

„Aber Lotte hatte ja zu malen,“ sagte Kläre leichtbin. „Und da ich weiter nichts zu thun hatte, hat sie ihn mir vermahnt. Und nun hab' ich ihn.“

„Bilde dir nichts ein,“ spottete Bergbauer. „Der hält dich für 'n komplettes Baby!“

„Das ist ja gerade der Spoh!“ Und sie wippte noch toller mit dem Stuhl. „Herrgott! Wie dumm sind doch die Männer!“

„Onkel Uebri gens“ that ihr den Gefallen, im tiefsten und feierlichsten Ernst sein Geschlecht gegen diese Beleidigung in Schutz zu nehmen.

„Gott, Onkelchen, hätt' er sich's denn nicht einfach ausrechnen können, daß ich achtzig werde? Aber er bleibt unermögert bei seinem „väterlichen“ Ton. Im letzten fragt er noch, ob ich lieber Pralines esse oder gebrannte Mandeln. Er will mir wahrscheinlich eine Bomboniere schenken.“

Alle lachten. Selbst Tappert verstand sich zu einem halben Lächeln.

„Na — das Gesicht, wenn ich plötzlich in Lebensgröße vor ihm siehe! Darauf fren' ich mich am meisten!“

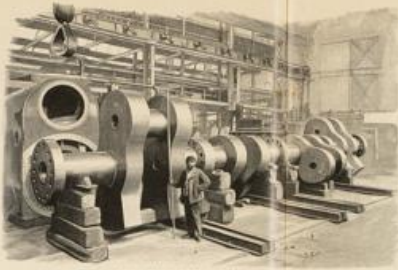
„Ich dachte, auf Tante Sophie, deine zweite Mutter, müßtest du dich am meisten freuen,“ moralisier-te der unversehrliche Onkel.

„Ach Gott, ja! Gewiß, auch auf Tante Sophie. Aber das ist ja ganz was andres.“

Auch Bergbauer unterdrückte einen Seufzer. Kläre war draußen, wie er meinte, doch ein bißchen verwildert. Dann hörte er mit großem Interesse zu, wie der Better allerlei gute Dinge von Karl Bedekind zu erzählen mußte. Er sei einer der gesuchtesten



Die 'Phoenicia' mit vier Masten auf der See vor Anker.



Einzelne der 'John White in Wood' in der Fabrik.



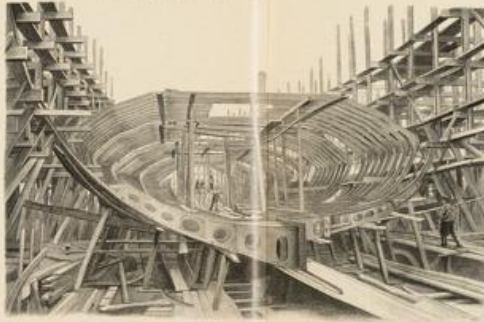
Einzelne der 'John White in Wood'.



Die 'Phoenicia'.



Die 'Phoenicia' mit vier Masten, 'John White in Wood'.



Plan der 'John White in Wood'.



Die 'Phoenicia' bei der Montage der 'John White in Wood'.



Die 'Phoenicia' bei der Montage der 'John White in Wood'.



Die 'Phoenicia' bei der Montage der 'John White in Wood'.



Die 'Phoenicia' bei der Montage der 'John White in Wood'.

Wie ein Schiff entsteht. Originalzeichnungen von F. und O. Wähling.

und beliebtesten Rechtsanwalter geworden. Ein paar glänzende Verteidigungen bei recht hoffnungslos scheinenden Fällen hätten ihm schnell Ruf und Stundensatz verschafft.

Für den nächsten Tag war eine Partie nach dem Zoologischen Garten verabredet worden. Kläre beschrante den Onkel, der übermorgen abzureisen gedachte, sich ihnen anzuschließen.

„Denke doch bloß, all die gewunsten Menschen! Und dann — die Tiere! Entsetzlich, schon bloß so ein Nashorn oder ein Elefant!“

Tappert schüttelte lächelnd den Kopf. „Diese untergeordneten, vernunftlosen Geschöpfe interessieren mich nicht im mindesten.“

„O Gott! Aber die Bären, Onkel! Und nun erst die entzandenden Affen!“ rief Kläre mit ihrer unerschuttliehen Miene.

„Der Hubert Schwarz ist auch von der Partie,“ sagte Verghauer. „Da kannst du dich also, wenn du willst, an die Menschen halten.“

Dies gab den Ausschlag. „Du kennst meine Grundfuge, Wilhelm,“ sagte der Professor mit Aufbietung all seiner imposanten Würde.

„Schade!“ sagte Kläre heuchlerisch.

„Schade!“ sagte Verghauer. „Wird dir leid thun.“

Man trennte sich also mit einem: „Auf Wiedersehen in Dresden!“

Am nächsten Tag war das herrlichste Waimetter, um einige Wochen verfracht, denn es war erst Mitte April. Aber alles ließ sich nach dem Bonnemond an.

Die Sonne brannte schon förmlich, und die Vegetation hatte plötzlich einen Sprung gemacht.

Im Tiergarten zeigten die Sträucher schon ihr gelbliches Grün. Manche bluheten, in Goldfarbe, Feuerrot, Rosa und Weiß. Auch in die Baumzweige kam Leben und Farbe. Sie glänzten wie geschwollen vom üppigen Saft. Die Knospen sprengten ihre Hillen. Gleich grünen, braunen, violetten Schleiern lag es über den Kronen.

Auch die Spaziergänger hatten Frühling gemacht. Eine ganze Winteranstellung von neuen Toiletten bewegte sich im Zoologischen Garten.

Die hohen und schlanken Erscheinungen der beiden Verghauerischen Mädchen fielen durch ihre schleiige Glanz besonders auf.

Sie hatten kaum den Park betreten, als ihnen ein Herr gründend entgegenkam. Verghauer drückte ihm herzlich die Hand. Kläre, die dem „Dichter“ eine regelrechte Schwärmerei entgegenbrachte, erobete bis hinter die feinen Ohren. Lotte war ruhig und gelassen geblieben. Aber ein scharfer Beobachter, als die übrigen waren, hätte bemerken können, daß sie leicht erbloht war.

Hubert, der in betreff Lottes feinfahlig war bis zur Hellschere, ließ sich durch ihre gemessene Begrüßung nicht über den tiefen Eindruck täuschen, den sein Erscheinen auf sie gemacht hatte.

Hubert Schwarz hatte sich in mancher Hinsicht sehr, in anderer wieder gar nicht verändert. Er kleidete sich gut, wenn auch einfach und unauffällig. Sein Wesen war ruhig und sicher, still beobachtend und wenig entgegenkommend. Die dunkeln Partien über den Augen hatte sein jünger Ruhm nicht hinweggeschoht, aber sein Lächeln, das etwas bescheiden freundschaftlich hatte, erhelltete sie und gab dem hageren, asthetischen Gesicht weichere Züge.

„Er ist wohl sehr geschwollen, der neue Tages-
no?“ hatte der Professor seinen Vetter gefragt.

„Geschwollen?“ gab der zurück. „Ne, sieh mal, jeder freut sich wohl, wenn er durchgedrungen ist. Das ist ja das Schwerste: Dresche machen. Nun verschauert er mal. Er weiß, das bisher ist bloß 'ne Stappe. Das Schlimmste kommt jetzt erst: beweisen! Das ist bekanntlich schwerer als behaupten. Einen Glastreffer kann jeder machen. Aber durch das Spätere zeigen, daß die blinde Ferne nicht bloß das benutzte Wort gefunden hat, siehst du, Professor, darauf kommt's an.“

Der brave Verghauer, der bei seiner kosmopolitischen Bagabundage Berühmtheiten in aller Herren Ländern kennen gelernt, hatte noch keinen gesehen, dem der erste Erfolg so wenig zu Kopfe gestiegen war, wie dem Hubert Schwarz. Das hielt er für ein gutes Zeichen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ein Schiff entsteht.

Von
Max Sahn,
Schiffbau-Ingenieur.

Mit Abbildungen (S. 244 u. 245) von F. und C. Wähling.

Wie wird die Konstruktion eines Schiffes praktisch durchgeführt, und wie entsteht aus dem rein theoretischen Linien, Rechnungen und Rissen des Konstrukteurs das fertige Schiff?

Zunacht ist es nötig, die Linien, die bei größeren Schiffen etwa in $\frac{1}{100}$ der natürlichen Größe gezeichnet werden, in die natürliche Größe zu übertragen. Dies geschieht auf dem „Schmirboden“, einem überdeckten Raum von vielleicht 100 Meter Länge und 25 Meter Breite. Auf dem glattgeputzten Boden dieses Raumes werden mit biegsamen Stäben und Laten die Linien des Schiffes aufgetragen oder, wie es in der Schiffbautechnik heißt, „ausgesteckt“. Bei großen Schiffen, bei denen das Ausstraten in natürlicher Größe nicht möglich ist, benimmt man sich, die Linien in der Längsrichtung in $\frac{1}{2}$, natürlicher Größe, die in der Querrichtung in natürlicher Größe auszuzeichnen. Selbstverständlich wird hier nicht mehr mit Zirkel und Lineal, sondern mit Latenlatte und Schmir gearbeitet. Eine besondere Sorgfalt wird beim Ausstraten der Spanten angedenkt, den Rippen des Schiffes, die ihm die eigentliche Form geben.

Solch ein Ausstraten der Linien eines Schiffes ist eine musige, mochenlange Arbeit, die von nur wenigen tuglichen Arbeitern ausgeführt werden kann; ist sie endlich vollendet, so beginnt man mit dem Bau des Schiffes auf der Werft.

Alles Material, besser, weider Siemens-Martin-Stahl, besteht jetzt, wenigstens bei deutschen Kriegsschiffen, ausschließlich aus deutschem Fabrikat, während man früher englisches anwendete. Unsere Walzwerke waren früher nicht so auf die prompte Lieferung von Schiffbaumaterial eingerichtet, und nichts ist im Betriebe handender und kostspieliger, als wenn auf Material gewartet werden muß.

Kufesdem war der englische Stahl bedeutend billiger, weil der Transport zu Wasser viel weichtier und leichter war wie zu Lande, und weil fremdes Eisen und Stahl nicht verzollt wird, wenn es zu Schiffbauzwecken eingeführt wird. Jetzt jedoch zieht man, wo der Preisunterschied es irgend zulast, das deutsche Material dem englischen vor. Krupp in Essen, die Gute-Hoffnung-Hütte in Oberhausen am Rhein, die Hortde Walzwerke und andre liefern ein zu Schiffbaumzwecken vorzüglich verwendbares Material, so daß man jetzt die letzte deutsche Arbeit der ausländischen vorzieht und sein Geld im Lande behält. Wir sind jetzt im Stande, Schiffe zu bauen, von deutschen Ingenieuren konstruiert, aus deutschem Material von deutschen Arbeitern hergestellt; kein Nagel an dem ganzen großen Fahrzeuge ist anders als aus deutscher Arbeit hervorgegangen, und diese Schiffe haben den fremdländischen in keiner Weise nach.

Selbstverständlich können unter kurzen Eisenbahnstrecken zum Transport langer Platten und Winkelstabe von oft 15 Meter und darüber nicht benutzt werden, und die Walzwerke haben deshalb Spezialwagen gebaut mit vier, sechs und acht Achsen. In dem Transport des Hinterreitens des Schnellkompress „Kaiser Wilhelm der Große“ war sogar ein besonders erdorter, der Form des Stewens angepaßter Wagen nötig; beim Stettiner „Kulman“ wurden dann die für die Werft bestimmten Raggons mittels Treibdampf vom Gaterrahnhof nach ihrem Bestimmungsort überfährt.

Vorur zum Stahlplatten und Winkelstabe zum Schiffskorper zusammengefügt werden können, erhalten sie eine sehr sorgfältige Bearbeitung. Die Stahlplatten für die Schiffe unserer Kriegsmarine kommen zuerst in ein sogenanntes Plattenbad. Jede einzelne Platte wird mit Hebewerkzeugen in große Behälter mit Säure gehoben und kommt dann in ein Bad von foendem Wasser, um die Säure wieder rein abzusupfen. Nachdem sie so von Rost und Schmutz befreit ist, wird die Platte mit Feinsand tuglich eingewolt und später mit Mannigfarbe gefrischt. Nach dem Bade werden die Platten und Winkel mit wadhtigen, durch Dampf getriebene Scheren passend zugeschnitten. Die Scherenblatter aus härtesten Stahl bewegen sich langsam auf und nieder. Die zu bearbeitenden Stahlplatten wiegen oft viele Zentner; sie hängen an einem freischiebenden Arm der Schere, der sich nach allen Richtungen leicht bewegen läst. Selbst bei den schweren Platten sind nur drei Mann zum Betriebe nötig; zwei fassen die äußersten Enden der Platten und schieben sie in der Richtung, die ihnen der dritte, unmittelbar an den Scherenblattern Stehende anzeigt. Nachdem die Platten zugeschnitten sind, werden ihre noch rauhen, unebenen Kanten zum besseren Aneinanderpassen in der Hobelmaschine gehobelt. Bei einer solchen Stahlhobelmaschine ist die Platte auf einer Art von Wagen befestigt, der durch Dampfkraft langsam auf Schienen an der Schneide des Hobels aus dem härtesten Stahl vorbeigefahrt wird. Jedemmal nimmt der scharfe Stahl einen zwei bis drei Millimeter starken Span von der Platte, bis die richtige Breite erreicht ist. Um eine Platte mit der anderen am Schiffskorper zu verbinden, müssen beide mit genau auf-

einander passenden Löchern versehen und genietet werden. Die Löcher der einen Platte werden mit Schablonen auf die andere Platte übertragen und mit Lochzangen in die Platten geknagt. Diese Stangen sind ebenso wie die Scheren eingerichtet, nur haben sie statt der Scherenblatter auswechselbare Stempel von verschiedenem Durchmesser.

Es ist unumkehrbar, mit welcher Genauigkeit, Rube und Sicherheit diese ungeheuren Keilmaschinen arbeiten. Man sieht es ihnen nicht an, welche Kraft in ihnen steckt. Erst wenn eine starke Panzerplatte im Augenblick zerhackt oder gelocht ist, bekommt man Respekt vor ihnen. Welche dem Arm, der unvorsichtig in ihren Bereich kommt, er wird unfehlbar im Augenblick zerhackt und zerhackt werden.

Auf das gute Anbringen der Platten aneinander kommt sehr viel an: es wird verlangt, daß die Nieten genau aufeinander sitzen, da sonst die Nieten zu sehr geschwächt würden und bei einem Schiffe, wenn keine Verbände im Seegang beansprucht werden, leicht Nieten springen und einzelne Platten sich ablösen können, so daß das Schiff in äußerste Gefahr gerät.

Um die Stahlplatten und die Winkelstabe, nachdem sie gehobelt, geschnitten, gehobelt, gelocht, genietet und gehobelt sind, zu dem Schiffskorper zusammenzufügen, gebrauchen wir zunächt einen Nagel, von dem das Schiff später bauen vom Stapel laufen kann, die „Helling“ oder den „Nagel“. Die Helling ist eine ebene, mit starken Nieten gebildete Fläche, die sich nach dem Wasser zu leicht senkt. An beiden Seiten, ungleich in Schiffsbreite, stehen hohe Gerüste, ähnlich denjenigen, die man beim Haubenbau verwendet. Auf dem Boden in der Mitte der Helling stehen die Stapelstabe auf tief in den Boden eingerammten Pfohlen. Sie sind aus Eisenblech gehauen und mit eisernen Klammern miteinander verbunden; ihre Oberkante bildet genau die Krümmung des Ries, der auf ihnen ruht.

Der Kiel ist der stärkste Teil eines Schiffes. Man baut jetzt in der Regel sogenannte Flachdecks, die aus zwei horizontalen, übereinander genieteten Metallplatten, einer anliegenden und einer abliegenden, die der Form des Schiffes angepasst sind, und einer vertikalen Mittelstabplatte bestehen. Diese einzelnen Platten werden äußerst hart durch dreifache Nietung verbunden und durch Winkelstabe noch verstärkt. Die Platten erreichen oft eine Dicke von 15 Millimeter und daruber. Nachdem der Kiel gelegt oder, wie es in der Technik heißt, getreckt ist, werden zunächt die Querspanten aufgelegt. Diese Querspanten sind vom Kiel bis zum Oberdeck aus mehreren Teilen zusammengefügt, die Handelschiffen aus zwei, bei Kriegsschiffen sogar aus drei Teilen. Die unterste Abteilung reicht vom Kiel bis zum Doppelboden und ist durch die Bodenstabe verstärkt, unabhängig dreifache, starke Platten, die mit ovalen Mannlochern versehen sind und von der Mittelstabplatte bis Außenhaut und Doppelboden reichen. Die zweite Spantabteilung reicht bei Kriegsschiffen mit Panzerdeck bis zu diesem, bei Handelschiffen bis zum Oberdeck. Auf unserer Abbildung „Kreuzer im Bau“ sind die Doppelbodenstapen, Bodenstabe und Spanten bis zum Panzerdeck fertig. Auf das Panzerdeck wird noch die dritte Abteilung Spanten, die bis zum Oberdeck reichen, gelegt.

Auf die genaue Ausarbeitung aller Spanten und ihr tadelloses Anbringen wird sehr viel Sorgfalt verwendet. Nach den Linien des Schmirbodens werden zunächt aus langen, schmalen Stahlreifen Schablonen angefertigt und mit Klammern auf einer Kiehlplatte befestigt. Die Winkelstabe werden dann in rotglahendem Zustande an die Stahlklablonen geschlagen, so daß sie genau die Form derselben annehmen. Die Spanten werden in Gabstaben von circa 20 Meter Länge in ihrer ganzen Länge erigt. Nachdem sie dann noch zum späteren Anbringen der Außenhaut gelocht sind, werden sie angebracht. Damit ihre Kanten auch ja eine glatte Kurve bilden, „gut straken“, werden in gewissen Abwanden gut strakende Holzballen an ihre Kanten gebräunt. Wenn das Schiff soweit vollendet ist, das heißt in Spanten fertig, so steht es aus wie ein riesiges Rastgerust, die Form ist dann selbst für einen Laien schon genau erkennbar.

Kannache werden der Doppelboden und die Langspanten eingebaut. Ersterer ist wasserdicht und trägt, wie schon früher bemerkt, dazu bei, das Schiff unfassbar zu machen; letztere sind ein wichtiger Verbandteil. Der Doppelboden liegt auf der Mittelstabplatte und den Bodenstaben und ist mit vielen durch Winkelstabe befestigt. Er ist wasserdicht eingebaut und hat nur wenige wasserdichte, verkehrbare Mannlöcher, ovale Löcher, groß genug, einen Mann hindurch zu lassen, um eventuell eine Reparatur auszuführen oder die Frischwasserstanks, die im Doppelboden enthalten sind, zu reinigen. In dem Doppelboden ziehen sich die Langspanten aus starken Stahlplatten hin, die äußerst hart miteinander und mit dem Doppelboden und der Außenhaut vernietet sind. Bei unjeren Handelschiffen wendet man dieses Langspantensystem noch nicht lange an, obwohl schon Scott Russell in seinem „Great Eastern“ dieselben mit gutem Erfolg gebaut hat. Die allgemeine Einführung dieses wichtigsten Verbandteiles hat man unterer Klassifikationsgefuhrtheit zu verdanken. Diese, der „Germanische Lloyd“, untersuchte nämlich Anfangs der achtziger Jahre die Verbände unserer meisten großen Dampfer

theoretisch durch Rechnungen auf ihre Festigkeit und fand, daß bei keinem einzigen Schiffe der Längsverband den vorher abgeschätzten Beanspruchungen entspricht. Alle Längsverbände waren zu schwach, während der Querverband allen Anforderungen genügt. In der Praxis haben sich allerdings noch keine bedeutenden Mängel gezeigt.

Wenn Kiel, Querspanten, Längspanten und Doppelboden stehen, werden die wasserdichten Schotten eingebaut. Sie zerfallen in Längs- und Querschotten. Die Querschotten sind wasserdichte Wände, sie reichen vom Oberdeck bis zum Doppelboden, von Backbord bis Steuerbord quer durch das ganze Schiff und werden aus möglichst großen Platten von 6 bis 10 Millimeter Dicke angefertigt und durch festeste Nüßelstahle versteift. Längschotten werden man im modernen Schiffbau nicht mehr viel an, sondern begnügt sich in der Regel bei Doppelschraubenschiffen mit zwei voneinander unabhängigen Maschinen mit dem sogenannten Maschinenlängsschott; dies steht in der Mitte des Schiffes und trennt die beiden Maschinenräume voneinander. Man ist von dem Bau von Längschotten deshalb abgelenkt, weil ein Schiff mit einem Längsschott, wenn es an einer Seite einen Leck erhält und die eine Hälfte vollläuft, eine allzu große Schlagseite bekommt, das heißt, sich auf die Seite neigt und Gefahr läuft, zu kentern.

Nach den Schotten werden die Decks eingebaut. Sie bestehen ebenfalls aus Stahlplatten; an den Seiten des Schiffes liegen stärkere, sogenannte Strengerplatten, die den Längsverband des Schiffes verstärken helfen. Die untersten Decks, Orlop- und Unterdeck, sind nur aus Stahlplatten erbaut und erhalten keinen Belag. Das Zwischendeck erhält einen Zinkblechbelag, und die Ober-, Brücken- und Promenadenbalkendeck bekommen einen Holzbelag von amerlanischem Pitch-pine oder Yellow-pine, aber einen andern mittragenden Holz. Das oberste, das Sommerdeck, bekommt nur ein Holzdeck. Diese Holzdecks werden aus schmalen, dicht nebeneinander liegenden Planken gemauert, ihre Fugen mit Berg-lasur und mit Mastixleim, einer Art Harz, ausgegossen, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Sie geben dem Schiff, besonders wenn sie aus Teakholz gefertigt sind und recht sauber gehalten werden, ein äußerst prägnantes Aussehen.

Bevor man mit den Aufbauten der Außenhaut beginnt, sind noch zwei schwere Arbeiten zu vollbringen, das Einlegen des Vorder- und Hintersteuers. Beide sind aus Stahl oder aus Bronze gegossen. Der Vordersteuern besteht meist aus einem Stück; der Hintersteuern aus dem Hintersteuern, an welchem das Steuerrohr sitzt, verbunden, ist wegen seiner Größe aus mehreren Stücken zusammengesetzt, die vor dem Aufstellen zusammengesetzt, „gelocht“ werden. Oft passen durch ein späteres Verziehen des Stufes die beiden Teile der Saule nicht genau aufeinander und müssen deshalb erst geglättet und gerichtet werden. Man baut deshalb aus festen Schamottesteinen rings um das zu richtende Stück eine Art Ofen, ähnlich etwa wie man auf dem Lande die Mauersteine brennt, und erhält darin tagelang ein starkes Feuer, bis der Stahl glühend und dehnbar wird. Können die Säulen genau aufeinander, so werden sie zusammengeschnitten, die Stellen auf besonders stark gebauten Wagen an das Schiff gebracht und mit Hebe- werken in die rechte Lage gerückt und befestigt.

Nun folgt, um das Schiff zum Stapellauf fertig zu bringen, nur noch die Außenhautbeplattung, von der man vielleicht schon die untersten Plattenreihen, die „Gänge“, mit den Schotten zugleich angebracht hat. Die Gänge werden meist an- und abwärts angeordnet, das heißt so, daß immer eine Platte auf dem Spant liegt und die nächsten nach oben und unten mit ihren Rändern auf der ersten liegen. Die Platten in den einzelnen Gängen stoßen stumpf gegeneinander und werden mit darunter gelegten Stahlpfetten verbunden. Da die Klanten der einzelnen Gänge gut strafen sollen und die Platten deshalb besonders zugeschnitten werden müssen, so wird immer erst ein kleines Holzmodell des Schiffsrumpfes angefertigt, und auf diesem werden die Plattengänge ausgefräst. Mit Papierstreifen mißt man dann die Breiten der Gänge aus und überträgt sie auf ebenes Papier. So entsteht eine „Plattenabwicklung“, und nach dieser werden die Stahlplatten zugeschnitten und angefertigt.

Alle Platten, die wasserdichte Räume abschließen, werden, nachdem sie angefertigt sind, noch verpönt, das heißt ihre Klanten werden mit stumpfen Meißeln nach geschlagen und so die schmalen Fugen, die beim Nieten immer noch bleiben, ausgefüllt.

Nun steht der Schiffsrumpf fertig da; er bekommt jetzt noch einen Anstrich und kann dann vom Stapel laufen. Bei Kriegsschiffen wird über die fahlerne Außenhaut, soweit das Schiff im Wasser liegt, oft noch eine andre Haut aus dicken Teak- oder Eichenholzplanken gelegt und diese dann mit Kupferblech bekleidet. Handelsschiffe bedürfen dieses Schutzes nicht, sie bekommen einen einfachen Anstrich mit Patentfarbe, der das Ansetzen von Algen und Muscheln verhindert. Untere in der Heimat nationalisierten umgepflanzten Kriegsschiffe werden einfach grau gestrichen, weil diese Farbe auf See am wenigsten in die Augen fällt. Die für fremde Stationen bestimmten Kriegsschiffe erhalten über Wasser einen weißen Anstrich, um die glänzende Tropenzone abzuhalten. Untere Handelsschiffe

dagegen sind unter Wasser lebhafte rot, über Wasser meist schwarz oder weiß gestrichen.

In engen Revier, wo wenig Raum für den Stapellauf vorhanden ist, legt man vor denselben noch die Schraubenflügel an die Wellen, weil diese, wenn sie festgestellt sind, den Lauf des Schiffes im Wasser hemmen.

Für den Stapellauf wird unter das Schiff eine Gleitbahn gebaut, deren Oberfläche mit Fett, grüner Seife und russischem Talg eingeschmiert wird. Auf dieser Gleitbahn ruht der Schitten, auf dem das Schiff steht. Dieser Schitten ist aus starken Balken gemauert und paßt sich genau der Form des Schiffsbodens an. Schiff und Schitten sind durch dicke Laste miteinander fest verbunden, ebenso halten starke Laste die Gleitbahn und Schitten zusammen. Wenn letztere zerfallen sind, so muß das Schiff, das mit seinem Schitten auf der geeigneten glatten Fläche der Gleitbahn ruht, unmerklich den Gelehen der Schwere folgen und von selbst in das Wasser gleiten. Damit das Schiff nun nicht mit allzu großer Geschwindigkeit und Gewalt in sein Element läuft, werden umfangreiche Wasserpumpen, deren Lauf zu hemmen. Zunächst liegt am Lande ein sogenannter Bremskeil. Das ist ein langer, dicker Keil aus Eichenholz, der mit dem Schiff durch lange Ketten, die ausgerollt am Wer liegen, verbunden ist. Das gleitende Schiff muß nun zunächst die Ketten abrollen und dann den Bremskeil aus Holz durch zwei in entsprechendem Raum übereinander fest angebrachte Eisenbalken von ungeheurer Dicke hindurch ziehen. Der Zwischenraum zwischen den beiden Eisenbalken ist nur so groß wie das dünne Ende des Keils. Oft wird nun durch die gewaltige Kraft des hinabgleitenden Schiffes der Keil durch die Eisenbalken gedrückt, oder er sprengt den einen oder gar beide Balken. Außerdem hängen am Bug des Schiffes an Ketten zwei mächtige Anker, die in dem Augenblick, wo der Bug ins Wasser taucht, fallen. Die Ketten, die beim Stapellauf eines großen Dampfers benutzt werden, haben natürlich ungeheure Dimensionen. Die einzelnen Glieder haben Armesdick und wiegen wohl ungefähr durchschnittlich 1 1/2 Zentner das Stück. Und doch reißt oft so eine Kette und kauft in riesigem Regen durch die Luft, alles ihr in den Weg Treibende zertrümmert.

Ein guter Stapellauf gilt den Seeleuten als eine glückliche Vorbedeutung für das Schiff. Wenn die Laufrebe gehalten ist und eine flache deutsche Schaumweins den Bug des neuen Keilers geneigt hat, dann werden die Laste zerhaben, und das Schiff gleitet, umbraut von dem Hurra der Menge, majestätisch und sicher in sein Element, das hoch aufspritzt, wenn der Kiel ins Wasser taucht. Hillos ruft das Ungetüm weit aus dem Wasser empor, mehrere Schleiher quälen sich, den Koloss wieder an die Werft zu bringen, wo jetzt seine Ankräftung erfolgen soll. Das Schiff ist jetzt nicht mehr das Schiff Nummer so und so viel, sondern es hat einen Namen, und von keinem Ort wird die deutsche Flagge. Jetzt tritt der große Schweißmännlein in Wirksamkeit, um die schweren Ausrüstungsgegenstände in das Schiff zu heben. Keffel und Maschinen sind während der Erbauung des Schiffsrumpfes angefertigt. Die Schiffsmaschine wird vorher in einem Montagebaum fertig angefertigt, später auseinandergenommen und im Schiff wieder zusammengesetzt. Der Keffel wird fertig, wenn sie in das Schiff gehoben werden. Sie sind die schwerste Last, die der Kran zu bewältigen hat. Die Keffel des „Kaiser Wilhelm der Große“ wogen je 94 Tonnen, das heißt 1880 Zentner, und haben einen Durchmesser von 5 Meter. Das Schiff hat zwölf Doppel- und zwei Einendkeffel, die zusammen ein Gewicht von 25 000 Zentner ausmachen. Der große Kran nimmt diese kolossalen Gewichte mit spielender Leichtigkeit auf und hebt sie ohne Schwierigkeit ruhig und sicher an den für sie bestimmten Platz. Mittlerweile sind auch die Schornsteine fertiggestellt und werden ebenfalls mit dem Kran an ihre Stelle gehoben und befestigt. Den Schornsteinen sieht man, wenn sie angebracht sind, ihre Größe nicht an. Die vier Schornsteine des oben genannten Schnell dampfers sind zum Beispiel 13 Meter lang und haben einen Durchmesser von 4 Meter, der der Höhe eines hohen Zimmers entspricht.

Wenn die Keffel eingesetzt sind und die Maschine fertig montiert ist mit Schraubwellen und Dampfleitungsbahren, so macht man bei festgelegtem Schiff eine Maschinenprobe, bei der sich etwa herausstellende kleine Unregelmäßigkeiten abgeändert werden. Ferner werden Dampfdiagramme aufgenommen, an denen man die Spannung des Dampfes in den Zylindern erkennen kann. Es ist eine Hauptaufgabe unterer Maschinen-Ingenieure, ihre Maschinen so einzurichten, daß sie möglichst wenig Kohlen verbrauchen. Man baut deshalb jetzt ausschließlich dreifache und vierfache Expansionsmaschinen mit Hochdruck-, Mitteldruck- und Niederdruckzylindern, die die Dampfspannung in den Keffeln dreifach und vierfach ausnützen. Diese modernen Schiffsmaschinen gebrauchen nur bis circa 0,6 Kilogramm Kohlen heranter, während die früheren einstufigen Niederdruckmaschinen sogar bis drei Kilogramm Kohlen und darüber pro Stunde und indizierte Pferdekraft gebrauchten. Die großen Schiffsmaschinen sind meist sogenannte Hammermaschinen und nach dem Schlickens System ausbalanciert, um Schwingungen zu vermeiden.

Die Ausrüstung eines großen transatlantischen Schnell dampfers wie „Kaiser Wilhelm der Große“ erfordert eine Zeit von vier bis sechs Monaten, trotzdem oft über tausend Mann daran Tag und Nacht arbeiten.

Endlich ist auch diese Frist abgelaufen, das Schiff zur Probefahrt fertig. Die Masten mit ihren Wanten und Tauen stehen, die Anker, Ketten, Rettungsboote sind an ihrem Platz, die Decks sauber und blank, nur unter Deck in den Kabinen und Salons sind noch Hunderte von Tapezieren, Malern, Bildhauern beschäftigt, die letzte Hand anzulegen. Schlepddampfer nehmen den Koloss ins Lau und halsieren ihn langsam hinaus auf die See in das tiefe Fahrwasser. Ab und zu drehen sich langsam die Schrauben des Riesen und peitschen das Wasser, daß der Schaum hoch aufspritzt. Dann geht es unter Führung eines kundigen Loten hinaus in die See. Jetzt soll das Schiff zeigen, daß es den Erwartungen und Behauptungen entspricht, die gestellt sind; sowohl von den Redden als auch von der Werft sind Beoilmäßigkeiten an Werk, die die Leistungen prüfen.

Zuerst wird die Geschwindigkeit des Schiffes an der sogenannten gemessenen Meile erprobt: zwei Meilen, weiße Holzgerüste, die am Lande in genau einer Seemeile Entfernung aufgestellt sind. Diese gemessene Seemeile mißt das Schiff in allen Gangarten durchlaufen, erst langsam, dann mit Vollampf und schließlich mit forcierter Fahrt. Mehrmals werden wiederum Indikatordiagramme aufgenommen, durch die die tatsächliche Maschinenleistung angegeben wird. Wenn die Probefahrt der Maschine, die Geschwindigkeit des Schiffes, der Kohlenverbrauch, seine Manövrierfähigkeit den Behauptungen entsprechen, so erfolgt die Abnahme seitens der Werft. In der Regel sind diese Behauptungen so gestellt, daß für je 1/2 Stunden, den das Schiff mehr oder weniger in der Stunde zurücklegt, eine Prämie oder eine Konventionalstrafe festgesetzt ist.

Nach einmal geht das Schiff an die Werft zurück, um Kohlen und Proviant für seine Reise einzunehmen. Inzwischen sind auch die letzten Aufklärungsarbeiten vollendet, der Tag der Abreise bricht heran. Fast mit Bestimmtheit steht der Erbauung des Schiffes von der Werft ab; nach ein letzter Roggenbräu, dann zieht es hinaus in den Kampf mit den Elementen, an Deck die deutsche Flagge, ein Stück losgeronnenen deutschen Vaterlandes, ein Denkmal deutschen Geistes und deutscher Arbeit. Viele Tausende Familien haben ihr Bestes gefunden in der Zeit, in der es entstanden ist. Vom Morgen bis zur Abenddämmerung haben in harter Arbeit die Väter und Söhne gekämpft, bis das Riesenwerk vollendet war. Wer nicht an der Küste wohnt und das Leben und Treiben einer Hafenstadt nicht kennt, kann sich kaum ein Bild machen von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den ganze Städte und Ortschaften durch den Bau eines großen Schiffes nehmen. Wäre es deshalb unserm Vaterlande nie an Rüstern fehlte, die auch der jungen deutschen Schiffbauindustrie ihre Kräfte schenken und sich ihrer annähmen. Wäre noch ein so herrliches deutsches Schiff, wie der „Kaiser Wilhelm der Große“, wie „Königin Luise“, „Bremen“ und „Durbarsch“ vom Stapel laufen zu Ruh und Frommen des Vaterlandes. Wäre unsre Kriegsmarine einen Aufschwung nehmen, daß sie im Stande ist, diese Fahrzeuge zu schützen, damit nicht der Wollfang und die Erzeugnisse unsers Vaterlandes dem Feinde ohne Kampf in die Hände fallen.

Das Fazit 1897.

Eine Zeit- und Handerei
von
Adolf Schulze.

Es wäre zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß in unserm deutschen Reichtum alles so ist, wie es sein sollte. Immerhin aber läßt sich bei einem Rückblick auf die abgelaufene Saison sowohl in Bezug auf die Kennerschaft als auch auf die zukünftigen Fortschritte konstatieren, daß die Zeit einigen Fortschritten zu bescheidender Hebung uners sportlichen Lebens in erfreulicher Weise weiter fortgeschritten. Die Zahl der Rennen hat bedeutend zugenommen, und eine weitere Vermehrung steht für das nächste Jahr bevor. In den vor zwei Jahren angelegten Rennbahnen in Gernitz und Halle sind in diesem Jahre die von Elmshorn und Hirsch-Emscher getreten. In Münster und Hürstenwalde werden ebenfalls neue Bahnen angelegt, und auf anderen älteren Bahnen, auf denen bisher das Unkraut wucherte, beginnt neues, frisches Leben zu pulseren.

Angesichts dieser vielversprechenden Thatsachen dürfte ein Rückblick auf das abgelaufene Jahr um so mehr an Place sein, als sowohl unsere Pferde als auch unsere Reiter nicht nur an sich, sondern auch der Auslandskonkurrenz gegenüber sehr ehrenvoll abgekommen sind.

Werden wir zunächst einen Rückblick auf die Erfolge der deutschen Rennfahrer, so tritt uns in erster Linie das löbliche Hauptgestalt Geobald entgegen, das mit seinem Gesamtgewinnen von nahezu 400 000 Mark einen fast beispiellosen Erfolg erzielte. Allerdings hatte der fähliche

Stall mit ein einziges Pferd von überragender Klasse im Treffen zu finden; aber keine Dreijährigen: Vebemann, Jerrum, Delaplat, Hauenstein und Kirche, sowie der Zweijährige Wabenhilds erwiesen sich durchweg so außerordentlich nützlich, daß sie den totalen Mißerfolg des Jahres 1896 in mehr als glänzender Weise wieder gut machten. Auch Vollmond, Mummelgretis und Winterwärdchen erwiesen sich als recht nützliche Pferde. Im ganzen hatte das königliche Gestüt 25 Zweijährige und 16 Dreijährige im Training, von denen verschiedene, ihrer bisher gezeigten Form nach, für das kommende Jahr noch schöne Erfolge versprechen.

Bekanntlich werden die Heberträge der Gestüts Gewinne nach Abzug der Unkosten für den Trainer und die Todess als sogenannte Geschäftspreise auf die einzelnen Rennbahnen verteilt. Haben die Bahnen somit ein lebhaftes Interesse an den Gestüts Erfolgen, so wird die Heberträge des mit reifen Mitteln arbeitenden fählichen Stalles von den Privatgestüts und Ställen recht drückend empfunden. Es ist diesen in der That kaum noch möglich, gegen die allmächtige Konfurrenz des preussischen Vollblutgestüts anzukommen, zumal der Stall auch in diesem Jahre wieder 31 Jährlinge einrangierte.

Unter den Privatfällen markiert der des Freiberger v. Oppenheim mit einem Gesamtgewinn von 190 256 Mark an der Spitze. Die Hauptstutze dieses Stalles war Saphir, der prächtige Chamantohn, der nach 21 Jahren zum ersten Male wieder das österreichische Derby für Deutschland aus dem Feuer rief. Vebder beachtete der wunderbare Fuchs nach seinem Siege im Doppelgarter Jubilaumspreis zusammen, wodurch seiner glänzenden Rennkarriere ein vorzügliches Ende bereitet wurde. Er wird in Zukunft eine Herde des seinen Besitz gehörenden Gestüts Schleuderban bilden und hoffentlich als Vaterpferd seine hervorragenden Eigenschaften recht ausgiebig vererben.

Unter ähnlichen Umständen wie der Oppenheimische Stall ist auch der des Grafen L. Dendel, der mit 140 490 Mark die dritte Stelle einnimmt. Seine einzige Hauptstutze war Münstermühl, ein hochgegener brauner Dergel von Pumpernickel aus der Flora, der an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen den Großen Dankspreis (29 600 Mark) und das deutsche Derby (84 500 Mark) in Hamburg-Vorn gewann, dann aber vollständig veranste. Hätten nicht zwei andre Pferde im Derby noch zwei kleine Rennen gewonnen, so wäre Münstermühl der einzige Gewinner des Stalles gewesen.

Die Ställe des Fürsten Hohenlohe-Verhingen und des Herrn B. Kap wurden auf das empfindlichste von einer Influenzepidemie betroffen, die im Winter des vorigen Jahres in Doppelgarter ausbrach und namentlich die Dispositionen des letztgenannten Stalles auf das schwerste beeinträchtigte. Fürst Hohenlohe, dessen Stall im Spätsommer vom Vater auf den Sohn überging, hatte eine ganze Reihe erstklassiger Pferde, wie Wolfenbüchler, Verkömmergenheit, Vogelwänger, Vorgehen und Bali ins Feld zu senden; aber alle fanden unter einem Unflut und konnten nur vereinzelt größere Rennen gewinnen. Der Favorit des Stalles, Wolfenbüchler, mußte sich mit dem Staatspreis erster Klasse in Doppelgarter begnügen. Verkömmergenheit, eine Stute von ganz hervorragenden Eigenschaften, beachtete wieder, Vogelwänger und verlor sich dann die weiteren Siegesaussichten durch sein unabhängiges Temperament, und Vorgehen konnte erst im Spätsommer durch ihren Sieg im Waldhenslerrennen zu Frankfurt a. M. ihre Klasse beweisen.

Zu den 129 550 Mark, die der Manische Stall gewann, mußte Geranium, ein schwarzbeiniger Chamantohn aus der Verbena, allein über 80 000 Mark beisteuern; außerdem konnten Eiger und Ambrüser noch je ein großes Rennen heimgewinnen. Alle übrigen Pferde des Stalles waren durch den Duten zu unfürsorglicher Pflege verdammt.

Zwischen den beiden letztgenannten Ställen steht der des Fürsten Fürstberg, dessen Pferde trüber unter dem Pseudonym eines Hr. Trial liefen, mit 132 348 Mark. Fürst Max Eugen hatte den von seinem verstorbenen Vetter Karl Eugen ererbten großen Stall auf etwa ein Dutzend Pferde reduziert und war trotzdem weit erfolgreicher als der Vererber es jemals gewesen. Er gewann mit En bloc den Großen Preis von Baden-Poden, mit Sport die Prince of Wales Stales und auch Ausmärker beachtete einige hübsche Rennen heim. — Herr A. Veit, der bekannte Hamburger Gestütskann, brachte es auf 125 612 Mark, zu denen Lobenguta als Gewinner des Großen Preises von Hamburg das meiste beitrug. Wenn wir dann noch Major Adna, das Plebonom eine gegenwärtig in Auflösung begriffenen Rommelgesellschaft, zu der unter andern der bekannte Jäger Graf Palm-Weidow, der Major v. Götter und andre Herren gehören, mit 101 319 Mark erwähnen,

so ist die Liste der deutschen Gewinne über 100 000 Mark erschöpft.

Als ein besonderes Ereignis verdient noch der Sieg Lotos im Großen Preis von Berlin bemerkt zu werden. Dieses Rennen und die Doppelgarter Union, welche Testillateur gewann, waren die einzigen bemerkenswerten Siege, die österreichisch-ungarische Pferde auf deutschen Bahnen zu verzeichnen hatten.

Von den kleineren deutschen Ställen sei noch der des Freiberger v. Hartogensis erwähnt, der mit nur drei Pferden mit nahezu 55 000 Mark den sechsten Platz in der Gesamtliste einnimmt und außerdem in Guden eine Zweijährige besitzt, in der Sachsemer heute schon die Siegerin des achtundneunziger Derbys vermuthen zu dürfen glauben.

Wenden wir uns nunmehr den Reitern zu, so erfreut sich der Reit in erster Linie an dem immer kräftiger aufblühenden deutschen Reiterpost. Im ganzen konnten im vergangenen Jahre 299 Reiter als Sieger das Ziel passieren, die fast ausnahmslos der Armee angehören und sich zum Teil sogar in hohen Stellungen befinden. An ihrer Spitze steht in diesem Jahre wiederum Lieutenant Euermond, der bei 110 Ritten 31 Siege und 22 zweite Plätze zu erringen vermochte. Im ganzen hat der heilige Deu-gener seit dem Jahre 1887, wo er zum ersten Male in

immer noch die Engländer. An der Spitze der Siegerliste steht hier Pallantine, der von dem Glück seines Stalles ge-fragte Jodex des Gubler Gestüts; er zählt bei 188 Ritten 61 Siege und 33 zweite Plätze. Es folgen: Barne mit 199 Ritten, 44 Siegen und 46 zweiten Plätzen; C. Martin mit 203 Ritten, 36 Siegen und 38 zweiten Plätzen und Robinson mit 127 Ritten, 28 Siegen und 14 zweiten Plätzen.

Die deutschen Berufsreiter, an Zahl den Engländern ungefähr gleich, bilden die zweite Hälfte. Sie sind den Engländern gegenüber namentlich deshalb im Nachteil, weil sie gerade zu der Zeit, wo sie Aussicht hätten, erfolgreich einzugreifen, Soldat werden müssen und so aus ihrer Karriere herausgerissen werden. Immerhin aber kann man sagen, daß die Alleinherrschaft der englischen Jodex auf deutschen Bahnen aufgehört hat, und daß sie mit der Konfurrenz ihrer deutschen Kollegen von Jahr zu Jahr mehr zu rechnen haben werden.

Bei better stellt sich das Verhältnis auf der Hindernisbahn. Hier hat sich seit dem Jahre 1887 ein vollständiger Umsturz vollzogen. Während vor dieser Zeit nur eng-lische Berufsreiter die Hindernisrennen bestreiten, ist heute das englische Element fast ganz von untern Hindernisbahnen verschwunden. Auf hundert Hindernisjodex kommen nur noch zehn Engländer, und an der Spitze der Sieger-liste stehen die rein deutschen Berufsreiter Seibert, Märten, Brinten und Birgban. Da auch die deutschen Reiter in untern Rennklassen immer mehr an Boden gewinnen, so darf man mit Recht hoffen, daß der deutsche Sport mit der Zeit die Oberherrlichkeit des internationalen Elements ganz und gar brechen wird.

In den pästischen Resultaten macht sich ebenfalls ein Aufschwung bemerkbar, namentlich seitdem hervorragende Persönlichkeiten aus der Finanzwelt an diesen Vertheilungen teilzunehmen. So haben namentlich die Herren Salobin in Alt-Geln, G. v. Pleichroder in Römberhof und P. May in Neu-Rohn Wintergestütze mit zum Teil ganz hervorragenden Dergeln und Mutter-stuten angelegt. Wenn das Glück diesen Unternehmungen günstig ist, so werden sie vornehmlich eher in der Lage sein, mit Gestüts zu konfurrenzen, als die bisherigen, meist der Aristokratie angehörenden Jüchter, von denen nur wenigen so reiche Mittel zu Gebote stehen, wie den Herren von der hante finance. Thatsächlich haben die mit bescheidenen Mitteln arbeitenden Jüchter heute einen schmerzlichen Stand, da infolge des eckdrückenden Uebergewichts von Gestüts die Vollblutpreise derart herabgegangen sind, daß die fortwährende Jagd bei weitem nicht mehr die Unkosten deckt.

In Württemberg wirkte namentlich das Hauptgestüt Weil, das der verhältnismäßig reiche Fürst von Württemberg besitzt, außerordentlich belebend auf die Vollblutjagd. Das gleiche gilt von Bayern, wo Prinz Ludwig mit großer Hülfskraft für sie eintritt. Anfolgschichten haben auch die Rennen bei Stuttgart und München sehr an Bedeutung gewonnen, während das von Berlin leider nicht behauptet werden kann. Die Reichshauptstadt frunkt unter dem Verbot der Sonntagsrennen, für dessen Aufhebung bisher wenig Aussicht vorhanden sind.

Zum Schluß möge noch ein kurzer Vergleich zwischen dem deutschen Sport und dem des Nachbarlandes Oesterreich-Ungarn ge-führt sein. Wie bereits oben erwähnt, konnte von österreichischen Pferden nur Lotos und Testillateur je ein großes Rennen in Deutschland gewinnen. Auf öster-reichischen Bahnen waren dagegen von deutschen Pferden Saphir, Waha, Mummelgretis und Vollmond in größeren Konfurrenzen erfolgreich. Insgesamt gewonnen deutsche Pferde in Oesterreich-Ungarn 240 523 Kronen, denen das Nachbarland nur 124 650 Mark gegenüberzustellen vermag. Dieser lange nicht dagewesene Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als die österreichisch-ungarische Jagd der untern bedeutend überlegen ist und außerdem infolge der klimatischen Verhältnisse unter weit günstigeren Bedingungen ar-beitet.

Die Kinder des rumänischen Erbsolgerpaars.

Nach einer photographischen Aufnahme führen wir die beiden Kinder des rumänischen Erbsolgerpaars in rumänischer Nationaltracht vor. Prinz Ferdinand von Hohenzollern, der nach Verzicht seines älteren Bruders, des Erbprinzen Wilhelm, zum Prinzen von Rumänien ernannt wurde, vermählte sich am 11. Januar 1883 mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Koburg, Tochter des regierenden Herzogs Alfred. Auf Schloss Peleth in Sinaia erblickten diese Sprossen der Ehe das Licht der Welt, Prinz Karl am 15. Oktober 1893, Prinzessin Charlotte am 11. Oktober 1894.



Die Kinder des rumänischen Erbsolgerpaars.

den Sattel stieg, 307 Siege und 173 zweite Plätze bei insgesamt 863 Ritten gelaufen, ein Rekord, der von keinem andern Hecereiter der Welt erreicht wird. Seit 1890 nahm Lieutenant Euermond fast immer die erste Stelle ein und nur im Jahre 1896 wurde ihm von Lieutenant v. Kauer, der in diesem Jahre mit 23 Siegen an dritter Stelle steht, der Rang abgelaufen. Als der Liebling des Publikums, namentlich in Berlin, darf Lieutenant Graf Königsmark I. von den 13. Mannen bezeichnet werden, der bei 105 Ritten 27 Siege und 18 zweite Plätze auf sein Konto brachte, die um so mehr ins Gewicht fallen, als sie zum größten Teil auf der sehr schweren Bahn in Carls-borst erstritten wurden. Zahlreiche Erfolge haben ferner Lieutenant v. Reibnitz (1. Verkoharenregiment), Graf E. Vohndorf, der Sohn des preussischen Oberlandstallmeisters, der Engländer Mr. J. Bell und Lieutenant v. Verlen (15. Husaren) zu verzeichnen. Der letztere mußte sich namentlich in neuerer Zeit durch sein schnelles Reiten in Carlsborst die be-sondere Gunst des Publikums zu erringen. Weniger glück-lich war in diesem Jahre der hübsche Karabinier Rit-meister v. Emard, der früher ebenfalls zu den Lieblingen des Berliner Publikums gehörte. Insgesamt wurden von Hecereitern auf deutschen Bahnen 888 Siege und 496 zweite Plätze erstritten.

Bei den Jodex gewinnt das deutsche Element von Jahr zu Jahr mehr an Boden. Auf der Alchbahn trüchlich dominieren

Nachdruck aus dem Jubel dieser Feiertage wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schuberth in Stuttgart. — Druck und Verlag des Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.



11 15

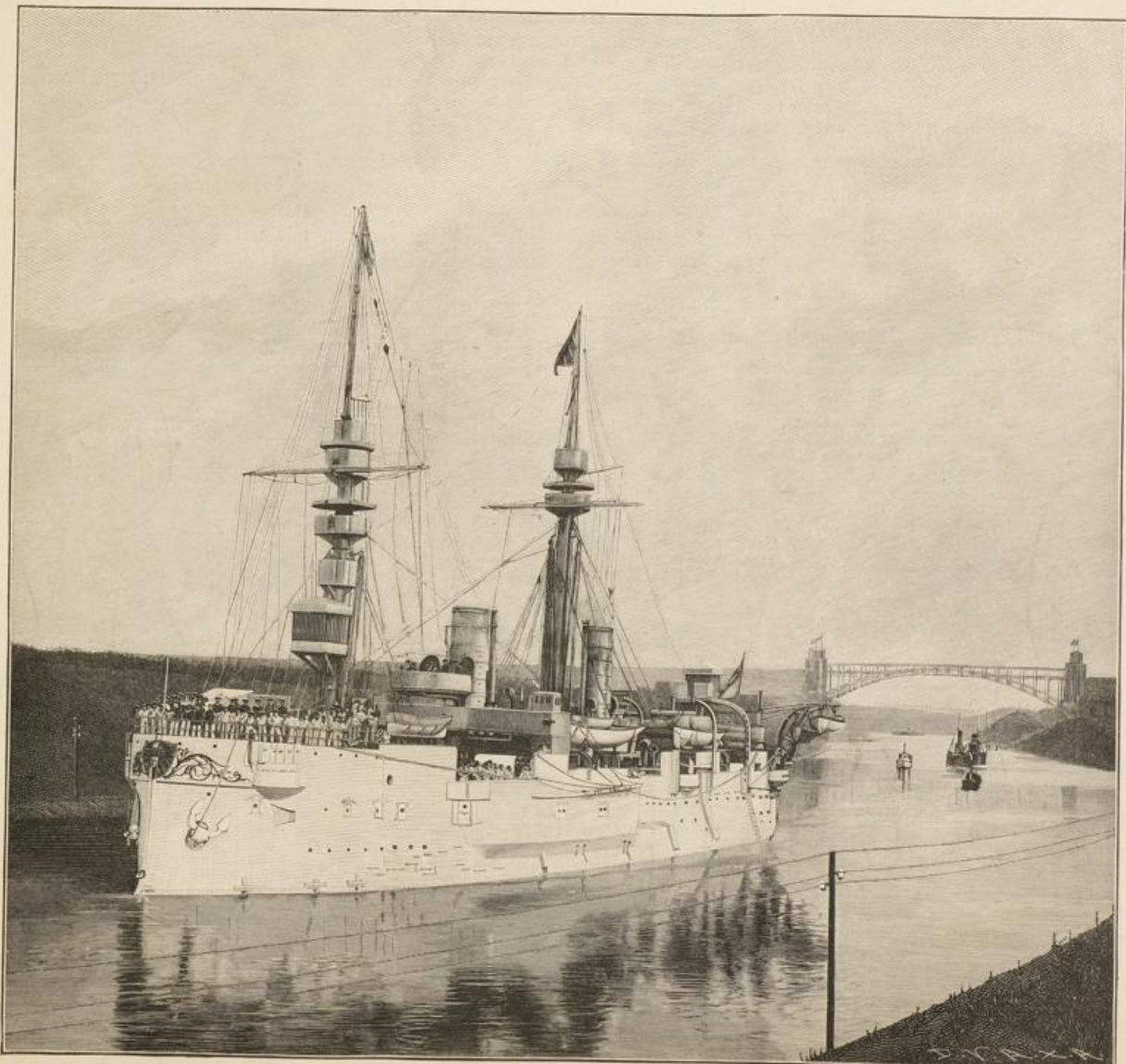
— Aus Zeit und Leben. —

Der Kreuzer „Deutschland“ bei Levensau
im Kaiser Wilhelms-Kanal.

Das deutsche Geschwader, das am 16. Dezember von Kiel aus die Fahrt nach Ostasien antrat, besteht aus den Schiffen „Deutschland“, „Marschin Augusta“ und „Gefion“; es ist dem Befehl des Contre-Admirals Prinzen Heinrich unterstellt, der das ersterwähnte Fahrzeug als Flaggschiff auserwählte. Die Ausreise am Morgen des genannten Tages gestaltete sich zu einem großartigen maritimen Schauspiel. Zunächst verließ der Kreuzer „Gefion“ den Hafen unter den Salutschüssen und

den Hurraufrufen der Mannschaften sämtlicher Kriegsschiffe. Von der rötlichen Morgensonne beleuchtet, belebte sich dann der Hafen mehr und mehr; eine zahlreiche Menschenmenge besetzte die Ufer. Um 8 1/2 Uhr kam Prinz Heinrich vom Schlosse her und bestieg die Pinakothek. Im Augenblick der Abfahrt brachte Admiral Roeder ein dreifaches Hurra auf den Prinzen aus, in das das Publikum begeistert einstimmte. Hieran besiegten der Kronprinz, die Prinzen Eitel Friedrich und Adalbert sowie das Gefolge des Kaisers die bereitliegende Stationsjacht, um nach dem „Deutschland“ überzutreten. Inzwischen war die Sonne emporgestiegen und hatte den Nebel über dem Wasser geteilt, so daß die gesamte Flotte, der Hafen und die

Ufer ein prächtiges Bild darboten. Kurz vor 9 Uhr erschien der Kaiser in seiner Admiralsuniform in der Schloßpforte, begrüßte die Offiziere und bestieg hierauf die Pinakothek unter den Hochrufen der versammelten Offiziere, des Publikums und der Besatzung der „Hohenzollern“. Der Kreuzer „Deutschland“, der dem Schlosse gegenüber ankerte, hieß, sobald der Monarch das Schiff betreten hatte, die Kaiserhandarte, bald darauf die Kriegsfahge, die übrigen Kriegsschiffe setzten bei Flaggenparade Lappflagen. Langsam setzte „Deutschland“ sich in Bewegung. Auf der Kommandobrücke standen der Kaiser, Prinz Heinrich und die Söhne des Kaisers. Beim Vorüberfahren an den einzelnen Kriegsschiffen, deren Reihe von der Wasserallee bis



Der Kreuzer „Deutschland“ im Kaiser Wilhelms-Kanal, auf der Fahrt nach Epina Levensau passierend.

Nach einer Photographie von Wilhelm Schmitt in Kiel.

